Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 152 (1984)

Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

44/1984 152. Jahr 1. November

«Diktate über Sterben und Tod»
Das «Memento mori» bedenkt
Franz Furger 657

Das Verhältnis zwischen Lebenden und Toten Ein religionsethnologischer Beitrag von
Iso Baumer 658

Papsttum und moderne Welt (1)
I. Die Voraussetzungen: Wie in scharfer Konfrontation mit dem 19. Jahrhundert das Papsttum sich ausgerichtet hat. Ein Beitrag von
Manfred Weitlauff 660

Das Vermächtnis Kardinal Josyf Slipyjs Ein Hinweis von
Anna-Halja Horbatsch 664

Die Solidarität der Schweizer Priester wurde kanonisiert Den Rechenschaftsbericht kommentiert
Karl Schuler 665

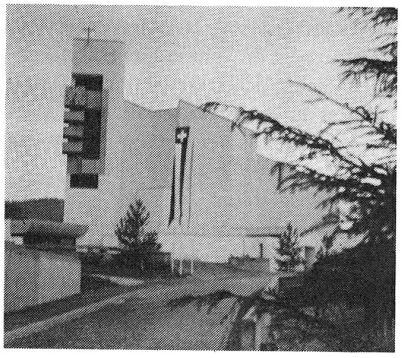
Nicht nur «makellose» Früchte
Aus dem Seelsorgerat des Bistums St. Gallen berichtet
Arnold B. Stampfli 666

Menschen hungern nach Gott und Gottes Wort Ein Bericht von
Alfred Bölle 666

Hinweise 667

Amtlicher Teil 668

Neue Schweizer Kirchen
Zwingen (BE)



«Diktate über Sterben und Tod»

Vor bald zehn Jahren, am 22. Juni 1975 bin ich Peter Noll zum erstenmal begegnet, am 9. Oktober 1982 ist er gestorben, zehn Monate, nachdem er die Diagnose «Krebs» erfahren und eine lebensverlängernde Operation ausgeschlagen hatte. Seine Gedanken und Erfahrungen in dieser bewusst angenommenen Leidens- und Endzeit hat er, der als Pfarrerssohn wie als Strafrechtler von internationalem Ruf nie in ausgetretenen Bahnen dachte, festgehalten. Freunde haben sie als Buch [1] herausgebracht; sie sind auf offene Ohren gestossen (in kurzen drei Monaten erreichte die Auflage die 50 000er Grenze), obwohl sie weder fromm im traditionellen Sinn sind – dafür war Peter Noll zu kritisch – noch systematisch geordnet vorliegen – dafür waren Interessen und Sorgen zu vielfältig – noch ans Heldenhafte anklingen – dafür war er zu ehrlich mit sich selber und mit den andern.

Warum also werden diese «Diktate» gelesen und überdacht, gerade auch – wie ich aus eigener Erfahrung weiss – von ebenfalls vom Schicksal der gleichen Krankheit Betroffenen? Wenigstens den Ansatz zu einer Antwort gibt mir meine seinerzeitige Begegnung mit ihm: Wir trafen uns im Radiostudio Zürich zusammen mit Professor U. P. Hämmerli, der damals gerade wegen «Euthanasie» (er hatte bei sterbenskranken Patienten alle lebenserhaltenden Massnahmen abgesetzt und nur die zum grösstmöglichen Wohlbefinden nötigen Hilfen beibehalten) angeklagt war. Vom Strafrechtler und vom Theologen erwartete der Gesprächsleiter Einwände gegen dieses Vorgehen und war sehr erstaunt, statt der vorgesehenen Kontroverse grosse Einigkeit festzustellen, nämlich Annahme des Sterbens als einer wesentlich zum Menschen gehörenden Wirklichkeit, Skepsis gegenüber einer hochtechnisierten Medizin, die nicht nur ohne echte Heilungschanchen Leben in Leiden verlängert, sondern auch Menschen so an Technik und Apparat ausliefert, dass ihre personale Freiheit und Selbstbestimmung bis zur praktischen Ausschaltung reduziert werde [2]. Was Hämmerli schlicht «gute Medizin» nannte, bestätigte Noll, der die gegen den Arzt erhobene Anklage als schiefe Paragraphenreiterei abqualifizierte.

Dies könnte das Urteil des gesunden (hier ganz buchstäblich gemeint) Hausverstandes sein, jener angriffig praktischen Vernünftigkeit, die Noll auch als Richter und Professor stets auszeichnete. Doch dieses scheinbar leicht hingeworfene Urteil gründete tiefer; denn, so heisst es nun in den letzten Diktaten: «Meine Erfahrung war die: wir leben das Leben besser, wenn wir es so leben, wie es ist, nämlich befristet. Dann spielt auch die Dauer der Frist kaum eine Rolle, da es sich an der Ewigkeit misst.»

Dieses Wort bringt eine doppelte, für Noll typische und für echtes Menschsein, wie mir scheint, wesentliche Überzeugung zum Ausdruck: Einmal, negativ, ist es die Anerkennung der eigenen menschlichen Endlichkeit, die es verbietet, irgend etwas Menschliches absolut zu setzen, und die gleichzeitig erlaubt, auf alles, auf politische Meinungen wie auf fremde

Weltanschauungen offen zuzugehen und ihre wenn vielleicht auch noch so partielle Wahrheit zu erkennen und anzuerkennen. Nichts Menschliches ist absolut, auch kein richterliches Urteil, das zwar Ordnung unter Menschen schützt und schafft, ja aus Ungerechtigkeit herauszuführen vermag, aber dennoch dadurch nicht schon Gerechtigkeit, sondern nur Unungerechtigkeit zu schaffen vermag und schon gar nicht schuldig sprechen oder Sühne verordnen kann. Noll gehörte zu den Pionieren jener modernen Strafrechtsreformen, die sakralisierte Richter in priesterlicher Robe und Perücke bzw. all das, was damit an menschlicher Selbstüberhebung bezeichnet ist, als Anmassung zurückweist. Wie sehr er damit auf der Linie des Evangeliums lag, das zu richten verbietet, um nicht selber gerichtet zu werden, war dem Pfarrerssohn sicher bewusst, so gut wie die Versuchung allen menschlichen Richtens, einmal mehr «sein zu wollen wie Gott». Peter Noll aber genügte es, die eigenen Begrenztheiten konsequent anzunehmen und so der Hybris menschlicher Überheblichkeit und Selbstverabsolutierung entgegenzutreten. Unter solcher Voraussetzung kann dann auch dieses irdische Leben nicht absolut gesetzt werden – es bleibt befristet, endlich, sterblich.

Dieser Negativeinsicht aber steht das gegenläufige positive Bekenntnis gegenüber, dass diese irdische sterbliche Existenz sich an der Ewigkeit misst und sich somit nicht im Diesseits aufhebt. Darum sind Nolls Diktate auch nicht Zeugnisse stoischer Atharaxia. Jeder resignierte, Gefühle negierende Heroismus fehlt; Genuss und Freude, Freundschaft, Geist und Kultur behalten ihren Stellenwert, werden erlebt und bedacht, so weit es geht. Leid und Schmerz werden nicht wegerklärt; sie tun weh und werden erlitten, aber sie alle sind nicht letztes, sie müssen Sinn nicht in sich tragen, sondern haben ihn von anderswo, von jenem Anderen, der kaum genannt, doch stets präsent ist.

Der moderne Mensch versuchte seit der Aufklärung sich ganz auf sich zu stellen; den Tod musste er dazu verdrängen. Der Tod aber blieb als brutale Tatsache wie als bohrende Frage. Heute, wo er aus menschlicher Überheblichkeit sogar die Existenz der Menschheit bedroht, wird seine Frage noch drängender, herausfordernder. Wo einer da traut, sich menschlicher Endlichkeit in Sterben und Tod zu stellen und – an «Sinninseln» im Diesseits sich haltend – doch nicht zu verzweifeln, da horcht man auf – das «Memento mori» wird wieder zum Anfang gläubiger Weisheit.

Franz Furger

[1] Peter Noll, Diktate über Sterben und Tod – mit Todenrede von Max Frisch, Zürich (Pendo) 1984.

[2] Für die nähere moraltheologische Erörterung der damaligen Diskussion vgl. SKZ 144 (1976) 173–176.

Theologie

Das Verhältnis zwischen Lebenden und Toten

Der Verfasser hatte mehrfach Gelegenheit, über dieses Thema nachzudenken, sei es im Rahmen seiner religionsethnologisch-kulturanthropologischen Studien, sei es bei Anlass des Todes ihm nahestehender Menschen oder auch bei der Begleitung kranker Menschen auf dem Wege zum Tod. In einem ökumenischen Arbeitskreis wurde er, zu seiner nicht geringen Überraschung, mit der Meinung konfrontiert, das Beten für die Toten oder zu ihnen sei theologisch fragwürdig, mit andern Worten, «Totenkult» sei unchristlich. Ebenso aufrüttelnd war die ganz verschiedene Reaktion reformierter und katholischer Theologen auf einen Vortrag des Afrikaners John Mbiti über Totenbräuche in seiner Heimat: scharfe Ablehnung bei den einen, gelassenes Verständnis bei den andern. Die Einwände liessen mich nicht los; so möchte ich heute die Ergebnisse des Nachdenkens vorlegen, die mich aus dem mir vertrauten Fachbereich in den mir auch nicht ganz fremden der Theologie führten.

Die Frage lautet: Wie gestaltet sich das Verhältnis der Lebenden zu den Toten? Ist mit dem Tode alles aus? – nicht im unchristlichen Sinn, dass nachher gar nichts mehr folgt, sondern dass wir einfach keine Beziehungen mit den Toten aufrecht erhalten können, weil sie keine Entscheidungsmöglichkeit und wir keine Einflussmöglichkeit mehr haben; weil sie entweder in Gottes Hand oder seiner Gnade ewig verlustig gegangen sind und das «Fegfeuer» weder lokalisiert noch zeitlich erstreckt und mit unserer Zeit kommensurabel aufgefasst werden kann. Was lässt sich von der Religionsethnologie, die Religionsvolkskunde mit eingeschlossen, her sagen? Was könnte eine zusätzliche theologische Reflexion dazu beitragen?

1. Einblicke in die ethnologische Forschung

Die Religionsvolkskunde befasst sich mit dem religiösen Denken, Vorstellen und Handeln der «Vielen», im kirchlichen, neben-, ausser- und gegenkirchlichen Bereich, mit dem, was «man» so tut, aus überkommenen Denk-, Vorstellungs- und Handlungsmustern heraus. Sie befasst sich nicht nur mit Interaktionen (zwischenmenschlichen Handlungen), sondern auch mit materiellen, sozialen und ideellen Objektivationen und deren Stellenwert im zwischenmenschlichen Handeln. Sie untersucht naturhaft Gegebenes, kulturell Überformtes, raum-zeitlich Bedingtes, kollektives Tun und individuelles Entscheiden, soweit sich dieses in der Gruppe auswirkt.

Kulturanthropologisch bzw. ethnologisch kann man zur Kenntnis nehmen, dass die Beziehungen zwischen Lebenden und Toten weltweit brauchtümlich geregelt sind, also meist nicht dem Einzelnen überlassen bleiben. Das Totenbrauchtum entfaltet sich entweder als Totenpflege (Gedächtnis, Fürbitte, Kult usw.) oder als Totenabwehr.

Das christliche Totenbrauchtum ist weitgehend aus der Abgrenzung gegenüber anderem, schon bestehendem Brauchtum heraus zu verstehen:

– Das Urchristentum musste sich gegen die heidnische Antike abgrenzen. Die Wir-Identifikation gelang in Abweisung von Fremdgruppen. So konnte zum Beispiel anfänglich kein Lichterbrauchtum aufkommen, da es durch den Kaiserkult negativ belastet war. Erst später konnte es Eingang finden und wurde dann mit einer eigenen Symbolik ausgestattet.

– Die christlichen Kirchen in Missionsländern setzen sich gegenüber überlieferten einheimischen religiösen Bräuchen ab. Doch stellt sich immer mehr die Frage der Akkulturation bzw. Enkulturation: wie weit

einheimisches Brauchtum christlich uminterpretiert werden kann.

– Die Konfessionen grenzen sich gegenseitig ab, gerade auch im Brauchtum. So haben die Kirchen der Reformation nach einer ganz kurzen Übergangszeit das katholische Totenbrauchtum gründlich über Bord geworfen, es damit aber auch ausserhalb der Kirche angesiedelt, seit Beginn des 19. Jahrhunderts dann aber auch wieder schrittweise und verändert eingeführt.

Das Gebet für die Toten kennen wir aus der orthodoxen Kirche (Panichida/Totenoffizium, Ektenie/Litanei für die Toten), aus der römisch-katholischen (Requiem usw.) und der christ-katholischen Kirche. Die katholische und die orthodoxe Kirche haben neben liturgischen Texten und Handlungen weitgehend auch volksfrommes Tun geduldet und teilweise auch gefördert.

Das volkstümliche Brauchtum ist an «ursprüngliche Gesellschaften» mit direkter Kommunikation in Nachbarschaft und Quartier gebunden; in «abgeleiteten Gesellschaften» ist es stark veramtlicht, institutionalisiert und damit auch anonym geworden; man vergleiche die «Erledigung» eines Todesfalles in einem kleinen Dorf und in einer Grossstadt!

Das auf unser Thema bezügliche Brauchtum kann zeitlich unterschieden werden in Brauchtum

– vor Krankheit und Tod: Beschäftigung mit dem Tod in Lektüre (das früher reichhaltige Buchangebot, um die *ars moriendi* zu lernen), in Gespräch, Verkündigung, Gebet, um sich mit dem eigenen Tod und mit dem Tod überhaupt auseinanderzusetzen;

– zur Zeit der Krankheit (man überlege sich einmal, was auch heute «üblich» ist, wenn man einen Krankenbesuch abstattet);

– beim Sterben (unmittelbar vor, während und nachher);

– zur Zeit nach dem Tod (Beerdigung, Gedächtnisfeier, Gebet an der Bahre).

Die Bräuche können mehrere Funktionen haben, die sich zum Teil kumulieren: sie bringen psychische Eigenentlastung, sie spenden Trost und Zuspruch, sie ermahnen die Überlebenden, sie danken den Toten, sie stärken die Erinnerung (das Gedächtnis), sie sind Fürbitte im doppelten Sinne: für die Toten beten/bitten und die Toten als Fürsprecher für uns bei Gott erbitten.

Die Herkunft der Bräuche kann verschieden erklärt werden: Es handelt sich um eine Ritualisierung psychischer Spontanaffekte (Karl Meuli). Der Tod ist eine soziale Angelegenheit und verlangt daher Regelung im sozialen Handeln. Der Tod ist aber auch eine wirtschaftliche Angelegenheit (Regelung der Verhältnisse von Haus und Hof und der Lage der zurückgelassenen Familie), bei Staatsmännern auch etwa eine politische (und dementsprechend fallen die Totenfeiern aus!). Es treten religiös-konfessionelle Elemente herzu: Die brauchtümlichen Grundmuster (pattern) werden durch religiös-eschatologische Anschauungen geprägt, aber auch durch kirchliche Vorschriften kanalisiert. Das Todesbrauchtum ist verflochten in Landschaft, Kunst, Epoche und ins allgemeine Volksbrauchtum (Stichwörter: Urchristentum/Katakomben, Mittelalter, Barock/Katakombenheilige, Aufklärung, Industrialisierung, Stadt/Land usw.).

2. Versuch einer theologischen Deutung

Auch die theologische Reflexion wird zunächst einmal zur Kenntnis nehmen müssen, was vorgeht: Krankheit, Unfall, Sterben, plötzlicher Tod; das Verhalten der Sterbenden, der Umgebung, der Verwandten, der Nachbarn, des Pflegepersonals, der Ärzte, der amtlichen Personen, Behörden usw., und sie wird auch die Ergebnisse anderer Wissenschaften berücksichtigen: Medizin, Psychologie, evtl. Parapsychologie, Soziologie.

Die ethnologische Forschung zeigt, dass nach der Meinung vieler Menschen die Toten ungefähr so, wie bisher im Leben, auch nachher weiter leben, wenn auch ein wenig anders; daher etwa die Grabbeigaben: Speisen, Getränke, Kleider, Geld. Die Zurückgelassenen bleiben mit den Toten in Beziehung, kümmern sich um sie; man fragt sie um Rat in Dorf- und Stammes-Angelegenheiten. Die Toten leben auch weiter in den direkten Nachkommen, ihr Gedächtnis ist oft geradezu an diese gebunden. Das ist eine biologisch-synthetische Auffassung, gegenüber der biologisch-analytischen, wonach es keinen Zusammenhang zwischen beiden Arten von «Leben» gibt, sofern überhaupt ein Leben nach dem Tod noch angenommen wird: die Toten leben mit der Seele total getrennt vom Leib, sie re-inkarnieren sich allenfalls wieder von Zeit zu Zeit.

Nach christlicher Auffassung zerfällt der hiesige Leib, aber die Seele (der Geist) lebt weiter; sie wird in der Auferstehung der Toten aber wieder mit dem (Auferstehungs-) Leib verbunden und so lebt der ganze Mensch weiter. Der endgültige Sieg über den Tod wird in der Parusie errungen, wenn das zweite Jerusalem aufzieht.

Die Erlösung beginnt mit der Inkarnation Christi und wird fruchtbar für uns mit dem Tod und der Auferstehung Christi. Seither stehen wir nicht mehr unter dem Gesetz von Sünde und Tod, beide sind grundsätzlich überwunden, seit meiner Taufe und Zugehörigkeit zu Gott in Christus, soweit ich in Christus und im Geiste lebe. Christus hat mich in seine Erlösung mit einbezogen, sie ist grundgelegt in seiner Menschwerdung und seinem Tod und seiner Auferstehung, aber sie entfaltet sich in mir als Vorgang, und in diesem Vorgang gehören alle Christgläubigen zusammen, sie bilden die eine Kirche unter ihrem Haupte Christus; als soziale, sichtbare Institution ist sie an soziale, symbolisch interpretierbare Zeichen und Handlungen gebunden. Innerhalb dieser Zugehörigkeit – und insofern alle Menschen im Schöpfergott und in seiner Gnadenzuwendung durch Christus leben, gilt das für die ganze Menschheit – kann ich für meine Mitmenschen beten: ich anempfehle sie Gott, stelle sie ihm anheim, fühle mich mit ihnen solidarisch, was auch Folgen für das soziale Handeln hat.

Das Erlösungsgeschehen, das jeden individuell betrifft und auch seine je eigene, individuelle Umkehr verlangt, in dem wir aber auch alle solidarisch sind, bricht mit dem Tod nicht ab, es wird nun aber inkommensurabel mit unserer Raum-Zeit-Verfassung. Die Toten leben nicht mehr in einer gewissen «Parallelität» zu uns weiter dahin, sondern sind in die Ewigkeit Gottes eingeborgen. Diese ist aber kein statischer, sondern ein dynamischer Bereich; die Trinität ist Leben! Ich bleibe mit den Toten verbunden, insofern sie mir gleich sind in der seit Taufe und Christusbekenntnis grundgelegten Erlösung und insofern sie und ich noch nicht vollendet sind, was für uns insgesamt erst nach der Parusie gilt.

Innerweltlich betrachtet «leben» sie wohl in anderer Weise als wir hier. Seinsmässig gesehen – als mit uns zusammen Erlöste, gleich wie wir in den Erlösungsvorgang seit der Taufe Eingetauchte und auch noch nicht ganz Vollendete – leben sie gleich bzw. hat auch unser Ewiges Leben schon begonnen; wir sind von Anfang auf unsere «Vergöttlichung» (Theosis) hin ausgestreckt, weil Gott in Christus «vermenschlicht» wurde, wie die Orthodoxen sagen. Von der Gnadenordnung her ist der Tod sekundär, und die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits ist sehr dünn. Innerhalb der Communio sanctorum wirkt ein sacrum commercium weiter. Innerweltlich-existentiell bleibt der Tod natürlich weitgehend ein unverständliches, schreckliches Geschehen.

Ich weiss nicht, ob die Frage der Entscheidungs- bzw. Einflussmöglichkeit sinnvoll ist bzw. ob sie relevant ist für unser Problem. Soviel wird man sagen können: Im Erlösungsgeschehen, das sich nach dem Tode fortsetzt – aber nicht mehr in der Raum-Zeit-Dimension, sondern in der trinitarischen Ewigkeitsdimension – kann der Mensch immer tiefer ins Geheimnis Gottes hineinwachsen; würde ihm ja dieses in seiner Fülle allsogleich zuteil, so wäre das Geheimnis restlos ausgeleuchtet, und der Mensch

wäre nicht mehr Kreatur, sondern Gott. Auch die Vollendung, die noch aussteht, ist eine Vollendung des Menschen, das heisst nur bis zu jenem Höchstmass, das dem begnadeten, vergöttlichten Menschen zuteil werden kann. Auf dem Weg zur Vollendung, den uns Christus – der Weg, die Wahrheit und das Leben – vorangegangen ist, sind wir alle, Lebende und Tote, Weggenossen; wir können füreinander eintreten, füreinander bitten. Wir hinterlegen bei Gott die Raum-Zeit-Verfasstheit des hiesigen Lebens und übergeben uns alle, Lebende und Tote, seinem aus dem Ewigen Augenblick auf uns wirkenden Gnadenwalten. Die Inkommensurabilität der beiden Arten von «Leben» erübrigt auch die Frage, ob wiederholtes Beten für die Toten sinnvoll ist: es ist so sinnvoll wie wiederholtes Beten für die Lebenden, es geht in beiden Fällen nicht um ein fast magisch zwingendes Einwirkenwollen auf den Lebenden bzw. auf den Toten oder auf Gott, sondern um eine Begegnung mit ihnen in Gott: Er vermittelt die Begegnung und leistet die Übersetzung aus der Raum-Zeit- in die Ewigkeit-Gegenwart-Dimension. Das Gebet für die Toten und zu den Toten und unsere ganze Beziehung zu ihnen (Gedächtnis, Erinnerung, Trauer, Hoffnung) ist also letztlich Gottesdienst, gar nicht Totenkult.

Der Tod an sich hat auch Verkündigungscharakter. Er ist immer auch Appell an die Lebenden: Memento mori! Dieser Verkündigungscharakter darf darum im Zusammenhang mit Sterben, Beerdigung, Gedächtnisfeier deutlich werden. Doch soll bei dieser Gelegenheit die Rede sein von Erlösung und Vollendung, vom «jetzt schon» und «noch nicht», und somit von der Paradoxie des Menschseins. Das gibt dem ganzen einen dynamischen Aspekt, ruft zum konkreten Handeln auf, nämlich dass wir uns als solche verhalten und handeln, über welche die Sünde in persönlicher Form und in ihren sozialen Folgen und der Tod nicht weiterhin herrschen sollen.

3. Eine existentielle «Probe»

Das Menschenleben spannt sich so aus der Archäologie des sündenverfallenen Lebens über die Erlösung durch Jesus Christus zur Teleologie des erhöhten Kyrios, in dem alles in allem vollendet ist. Inzwischen sind wir auf dem Weg, mit allen Einschränkungen und Bedingungen, die diese Tatsache beinhaltet.

Zum Abschluss wollen wir unsere etwas theoretischen Überlegungen einer existentiellen «Probe» unterwerfen. Nehmen wir an, ein uns nahestehender Mensch verschwindet plötzlich, entweder ohne eine Meldung zu hinterlassen oder unter Zurücklassung einer nicht ganz eindeutigen und damit nur um so peinigenderen Nachricht. Das Beispiel ist nicht aus der Luft gegriffen: Im letzten Jahrhundert verschwand ein Vorfahre meiner Frau, ein einstmals berühmter Politiker, spurlos; und heute werden der Polizei in der Schweiz täglich durchschnittlich ein halbes Dutzend Vermisstmeldungen zugespielt; und wenn auch viele Verschwundene innert kurzer Frist sich melden oder zurückkehren, so bleiben doch oft Stunden, Tage, Wochen quälender Ungewissheit: handelt es sich um Unfall, Verbrechen, Flucht, Selbstmord? Der Christ wird in einer solchen Situation einmal die sich aufdrängenden innerweltlichen Massnahmen treffen, sein Problem aber auch vor Gott tragen, und das kann sehr wohl heissen, dass er für diesen Menschen betet, der ihm plötzlich entschwunden ist. Angenommen, er wäre tot (was der Beter ja nicht weiss): wäre dieses Gebet dann ins Leere gesprochen, an Gott abgeprallt, weil es – einer anfangs genannten Theorie zuliebe – dem betreffenden, nun toten Menschen nicht mehr zuwendbar ist? Mir scheint, der Gedanke sei absurd. Der gemeinte Mensch lebt ja, so oder so, in Gott, und alles Gebet, das man für ihn an Gott richtet, erreicht Gott, und in ihm und durch ihn auch den Menschen, dem es zugedacht ist. Ob der vermisste Mensch nun leiblich lebt und also räumlich von uns getrennt und unerreichbar ist, oder ob er gestorben und durch den Tod von uns getrennt und unerreichbar ist – in beiden Fällen kann die Trennung in Gott überbrückt werden, der das gemeinsame Mass von Zeit und Ewigkeit ist. Er selbst hat ja die Brücke aus der Ewigkeit in die Zeit geschlagen, indem er seinen Sohn Mensch werden liess.

Das Gebet für den vermissten Menschen ist also nicht nur sinnvoll, sofern er allenfalls noch lebt. Es geht in jedem Fall darum, sich selbst in den Willen Gottes hinein loszulassen und auch den andern Menschen in diesen Willen Gottes hinein freizugeben. Genau darum meine ich, dass Totenfeier und Totengedächtnis kein Totenkult, sondern Gottesdienst ist, dass die Einwände dagegen also dahinfallen. Natürlich obliegt es der Theologie, der theoretischen wie der praktischen, volksreligiöses Tun zu prüfen, wieweit es biblisch und kirchlich vertretbar ist. Verständnisvolle, vorurteilslose Entgegennahme religionsethnologischer Fakten und vertiefte theologische Reflexion könnten, sofern nötig, die Fronten entkrampfen.

Iso Baumer

Weltkirche

Papsttum und moderne Welt (1)

I. Die Voraussetzungen

«Papsttum und moderne Welt» [1] – in der Tat kann man über dieses Thema nicht sprechen, kann man die Rolle des Papsttums in Kirche und Welt von heute, oder provozierender ausgedrückt: gegenüber Kirche und Welt von heute sowie das heutige Selbstverständnis des Papsttums nicht verstehen, ohne den Blick zurückzuwenden auf das 19. Jahrhundert; denn in ihm sind die Weichen gestellt worden, aus seiner geistesgeschichtlichen Situation heraus und in scharfer Konfrontation mit ihr hat das Papsttum eine Richtung genommen, die bis heute und trotz des Aufbruchs – der Neubesinnung – im Zweiten Vatikanischen Konzil wenn nicht bestimmend geblieben ist, so doch kräftig nachschwingt.

Das 19. Jahrhundert ist die letzte Epoche der abendländischen Geschichte, die äusserlich abgeschlossen hinter uns liegt. Als geschichtliche Epoche hob es an, als Europa von dem blutigen Schauspiel der grossen Französischen Revolution erschüttert und von der flackernden Farbenpracht der napoleonischen Szene bewegt, auch fasziniert wurde. Es ging zu Ende unter den Schüssen von Sarajewo, als über Europa die Fackeln des allgemeinen Krieges und der Weltrevolution zu lodern begannen. So liegt das Jahrhundert eingebettet zwischen den grossen Entscheidungen der modernen Geschichte. Es hat das Erbe der Französischen Revolution vollstreckt bis in die letzten, entlegensten Folgerungen hinein, und es hat dadurch, in dem raschen Ablauf von drei Generationen, das äussere Leben in so tiefgreifender Weise umgestaltet, wie dies vorher nicht in einem Jahrtausend geschehen war.

Die Revolution

Und doch ist das 19. Jahrhundert nicht eigentlich eine Epoche der neuen Gedanken. Die Anreger und Beweger stehen vielmehr jenseits der Epoche: Zumal die Denker des Aufklärungszeitalters, das man auch das Zeitalter der Vernunft nennt, haben jene Ideen geboren und geformt, die das 19.

[1] Überarbeitete Fassung eines im April 1984 vor der Pfarreilichen Seelsorgerkonferenz Luzern gehaltenen Referats. Die Zwischenüberschriften stammen von der Redaktion.

Jahrhundert als reicher und belasteter Erbe in die Wirklichkeit umzusetzen sich bemühte.

Was ist Aufklärung? Immanuel Kant hat auf diese Frage (1783) die klassische Antwort gegeben: «Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliessung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.» Und Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat die weltgeschichtliche Bedeutung der Französischen Revolution, in der die Aufklärung in ihrer radikalsten Ausformung den Kulminationspunkt erreichte, folgendermassen umschrieben: «So lange die Sonne am Firmament steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, dass der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem anbaut.»

Die abendländische Welt- und Geistesgeschichte kennt das Phänomen der Entlastung. Wenn Traditionen sich allzusehr angehäuft haben, erstarrt sind und mehr und mehr als drückende Last empfunden werden, kommt es zu Entlastungsversuchen, die in der Regel nicht ohne Sturm und Drang vor sich gehen. Und immer greifen sie auf ein Ursprüngliches zurück. Ein solcher Entlastungsversuch war beispielsweise die von Martin Luther ausgelöste Reformation: Sie, die die Papstkirche, so wie sich diese im Laufe von eineinhalb Jahrtausend entwickelt hatte und darstellte, als antichristliche Macht und Last empfand, suchte deren Fesseln abzuschütteln, indem sie auf das vor dieser Kirche liegende «lautere, unverfälschte Evangelium» der apostolischen Zeit zurückgriff. Und in der Rückbesinnung entdeckte die Reformation den verlorengegangenen «christlichen» Menschen oder – um mit Luther zu reden – die «Freiheit eines Christenmenschen».

Die Aufklärung, auch sie ein Entlastungsversuch, und zwar der bislang grundstürzendste, griff nun nicht mehr auf ein Ursprüngliches in der Geschichte – wie noch die Reformation –, sondern vor alle Geschichte zurück: nämlich auf den Menschen in seiner rein persönlichen Situation als Vernunftwesen. Es hob – nach einem Wort Wilhelm Windelbands – an «der Prozess der Vernunft gegen die Geschichte», gegen alle in der Geschichte gewordenen, autoritär sich gebärdenden Traditionen, die nunmehr vor das Tribunal der menschlichen Vernunft zitiert wurden. Dass dieser erregende Prozess, der ganz Europa erfasste, gerade in Frankreich sich in so gewalttätigen Formen abspielte, lag in der besonderen politischen Entwicklung Frankreichs begründet.

Der Verlauf der Revolution, die in mehreren Schüben sich abspielte und noch Ende 1793 ihrem blutigen Höhepunkt entgegenraste, das Christentum und die christliche Zeitrechnung abschaffte, den Kult der «Vernunft» proklamierte und die französischen Kathedralen den berüchtigten «Göttinnen der Vernunft» – Tänzerinnen und Dirnen – öffnete, kann hier nicht geschildert werden. Doch ist festzuhalten: Die Französische Revolution hat mit Urgewalt den totalen Bruch mit der Vergangenheit herbeigeführt, indem sie die alten Formen des Lehenswesens und tausendjährige Einrichtungen wie das Königtum und die an dieses gebundene «Ecclesia Gallicana» hinwegfegte. Aber diese Revolution barg in sich auch den Keim des allgemeinen Umsturzes der bestehenden Ordnung in Europa. Die übrigen Königs- und Fürstenthrone auf dem Kontinent fingen unter den Erschütterungen der Revolution bedenklich zu wanken an, und die «Bodenbewegung» setzte sich fort bis nach Lateinamerika.

1803 mussten als erste die geistlichen Fürsten Deutschlands von der Bühne abtreten. Mit ungeheurer Wucht brach über die Kirche Deutschlands die Säkularisation herein und verwüstete sie. Wohl fiel die Reichskirche nicht dem Sturm einer Revolution «von unten» zum Opfer, sondern der Habgier der weltlichen Fürsten, die sich – nach einem Wort Heinrich von Treitschkes – wie das Geschmeiss hungriger Fliegen auf die blutigen Wunden des Vaterlandes stürzten. Aber das Staats- und Staatskirchenrecht der Aufklärungszeit hatte dem Ende der geistlichen Territorien und der Konfiskation kirchlicher Besitzungen längst den Weg bereitet, bis schliesslich die grosse Revolution auch hier den Stein ins Rollen brachte. 1806 musste der römisch-deutsche Kaiser die Krone niederlegen: Das Ende des Heiligen Römischen Reiches, das bis zuletzt eben in den geistlichen Fürsten seine wichtigste Stütze gehabt hatte, war gekommen. Zwar setzten alsbald massive Restaurationsversuche ein, und sie vermochten in der Tat den Lauf der Dinge für eine Weile zu hemmen. Dennoch, keine «Heilige Allianz», kein mühsam geschlossener «Bund von Thron und Altar», keine «Restauration» konnte nochmals die Zeit vor 1789 zurückbringen und den – nur hinausgezögerten – endgültigen Fall der immer mehr verblassenden «Kronen und Barone» verhindern. Tatsächlich hatte mit der Revolution gegen die als drückende Last empfundene Tradition auch die Tradition der Revolution begonnen. Und auf ihr Banner hatte die Revolution das faszinierende Wort «Freiheit» geschrieben.

Die Maschine

Aber zur Revolution trat als die zweite grosse Tatsache des 19. Jahrhunderts – nicht weniger revolutionär – die Maschine: der ungeheure Aufbruch des technischen, industriellen Zeitalters. War er in England schon im ausgehenden 18. Jahrhundert deutlich geworden, so wurden nunmehr alle alten Nationen, wenn auch zunächst mit unterschiedlicher Heftigkeit, in diese Entwicklung hineingerissen. Die rasch fortschreitende Industrialisierung, die Umstellung von der seit unvordenklichen Zeiten gewohnten Handarbeit auf maschinelle Fabrikation grossen Stils, warf alsbald die «Soziale Frage» grossen Stils auf, drängender, revolutionärer als alle uns historisch fassbaren früheren Sozialrevolutionen der Menschheit, deshalb revolutionärer, weil die Umstellung rasch erfolgte und in der Regel von ungezügeltem kapitalistischem Gewinnstreben gekennzeichnet war, weil andererseits aber nun die Massen von den verlockenden Parolen der Freiheit und Gleichheit aller Menschen mächtig angerührt wurden.

So ist es nicht verwunderlich, dass Revolution und Maschine bzw. die von ihnen ausgelösten Bewegungen sich bald verbanden. Das Revolutionsjahr 1848 sah nicht nur das Bürgertum, den revoltierenden Dritten Stand von 1789, auf dem Höhepunkt – und im kläglichen Scheitern seiner Bemühungen. Im selben Jahr ging auch, von der breiten Öffentlichkeit freilich noch nicht zur Kenntnis genommen, das «Kommunistische Manifest» in die Welt. Der Vierte Stand formierte sich, und seine Kampfansage galt, kaum ein Menschenalter nach dem Sturm auf die Bastille, zwar auch noch dem Fürsten- und Adelsstand, jedoch viel mehr dem Dritten Stand, der verhassten Bourgeoisie.

Das Ende des Kirchenstaates

Revolution und Maschine und die von ihnen ausgelösten geistigen und sozialen Bewegungen haben auch die Kirche und ihr Papsttum in ihren Bannkreis gezwungen. Insbesondere blieb dem Papsttum die unmittelbare, harte Konfrontation mit der Revolution nicht erspart, und die Revolution schlug ihm auch die Wunde, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht heilen wollte. Nach der päpstlichen Verurteilung der sogenannten Zivilkonstitution des Klerus, deren Folge nicht nur der Verlust der päpstlichen Besitzungen in Frankreich (Avignon mit der Grafschaft Venaissin), sondern auch der Abbruch der beiderseitigen diplomatischen Beziehungen war, überstürzten sich die Ereignisse. Da der Papst das öffentliche An-

bringen der Abzeichen der neuen Republik in seiner Stadt verbot, kam es in Rom zu ersten Tumulten, bei denen der französische Gesandtschaftssekretär tödlich verwundet wurde. Die Republik sann auf Rache, und als Pius VI. der ersten Koalition der Mächte gegen die revolutionäre Republik beitrat, sah man darin die willkommene Gelegenheit, in den Kirchenstaat einzufallen.

Der trostlose Zustand des päpstlichen Heeres vereitelte jeden Versuch eines Widerstandes. Der Papst musste sich zu einem Waffenstillstand bequemen, und Napoleon zögerte nicht, ihm drückende Bedingungen zu diktieren (Bologna, 23. Juni 1796): Unter anderem verlor der Kirchenstaat die Legationen (= Provinzen) von Bologna und Ferrara; der Papst musste den – wie es hiess – geschädigten französischen Bürgern Genugtuung leisten, ihre Güter restituieren, an Frankreich 500 wertvolle Handschriften und 100 Kunstwerke ausliefern, der französischen Armee Kriegsvorrat im Wert von fünfeinhalb Millionen Livres stellen und ausserdem an Frankreich Kriegskontributionen in Höhe von fünfzehneinhalb Millionen Livres zahlen. Diese harten Bedingungen verleiteten die päpstliche Regierung zum Widerstand, den Napoleon mit rücksichtsloser Hand brach. Er zwang den Papst zum Frieden von Tolentino (19. Februar 1797), der nicht nur die früheren Bedingungen wiederholte, sondern eine zusätzliche Zahlung von fünfzehn Millionen Livres brachte, dazu den Verlust weiterer unersetzlicher Kunstwerke. Am Tag des Vertragsabschlusses schrieb General Napoleon an das Direktorium in Paris: «Nach meiner Meinung kann Rom ohne Bologna, Ferrara, die Romagna und die 30 Millionen, die wir ihm abnehmen, nicht länger bestehen; diese alte Maschine wird von selbst aus dem Leim gehen.» Tatsächlich bedeutete der Friede von Tolentino das Todesurteil über den Kirchenstaat.

Der neue Vertreter Frankreichs beim Heiligen Stuhl hiess Joseph Bonaparte und war Napoleons Bruder. Er hatte den Auftrag, in Rom die republikanische Partei zu begünstigen. Als am 28. Dezember 1797 ein Haufe Aufrührer mit dem Ruf: «Freiheit! Es lebe die Republik! Nieder mit dem Papst!» vor seinem Sitz einen Tumult anzettelte, bei dem der junge französische General Duphot erschossen wurde – er wollte sich an die Spitze der römischen Republikaner stellen –, war dies für Paris das Zeichen, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu setzen. General Berthier, mit der beschlossenen Exekution beauftragt, nahm am 10. Februar 1798 die Stadt, das heisst, sie wurde ihm kampflos übergeben, da ernsthafter Widerstand sinnlos war. Am 15. Februar wurde die Republik ausgerufen. 300 «Patrioten» erklärten auf dem Forum den Papst für abgesetzt. Man bildete sofort eine Regierung von sieben Konsuln, zog auf das Kapitol, wo man den Freiheitsbaum errichtete und den Geistern des Cato und Pompeius, des Brutus, Cicero und Hortensius huldigte; von dort zog man weiter nach St. Peter – und vierzehn Kardinäle im Purpur zogen mit, um zur Wiederherstellung der «Res publica Romana» das Te Deum zu singen! Unter anderem erhielt der Erzengel Michael auf der Engelsburg die revolutionäre dreifarbige Kokarde. Das Schicksal des Papsttums schien sich in der neuen Statue vor der Engelsburg zu spiegeln: die Göttin der Freiheit trat die Tiara mit Füssen.

General Berthier hatte von Napoleon die Instruktion erhalten, Pius VI. durch Drohungen zur Flucht zu drängen; denn man wollte tunlichst vermeiden, an den Papst Hand anzulegen. Aber die Rechnung ging nicht auf. Pius VI. war weder zur Flucht noch zur Anerkennung der römischen Republik zu bewegen. Nun wurde der Vatikan besetzt, die päpstliche Garde entwaffnet, die Dienerschaft verjagt und dem Papst befohlen, binnen 48 Stunden Rom zu verlassen. Auf seine Bitte, man möge ihn, den alten, todkranken Mann, doch in Rom sterben lassen, gab man ihm zur Antwort: «Vous mourrez partout – Sterben können Sie überall.» Man schleppte den achtzigjährigen Greis ohne lange Vorbereitung im Postwagen nach Siena, in die Kartause, bei Florenz, im Sommer 1799 auf einer Bahre über den Mont Genèvre nach Grenoble und Valence, wo ihn am 29. August 1799 der Tod erlöste.

Das Papsttum, im fortschreitenden 18. Jahrhundert, nicht ohne erhebliche Schuld der meisten Päpste (mit Ausnahme fast nur Benedikts XIV.), in wachsende Ohnmacht gestossen – die Vorgeschichte der von den Bourbonenhöfen erzwungenen Aufhebung des Jesuitenordens (1773) und der demütigende Bittgang Pius' VI. zu Kaiser Joseph II. nach Wien (1782) sind hiefür anschauliche Beispiele –, hatte seine tiefste Erniedrigung in der Neuzeit erlitten. Pius' VI. geringe persönliche Habe wurde als französisches Nationaleigentum verkauft, der Leichnam blieb fünf Monate unbestattet. Das Papsttum schien vernichtet. Mancherorts hielt man ihm triumphierend Leichenreden und setzte ihm Grabsteine.

Während Rom und weite Teile der italienischen Halbinsel, weit entfernt davon, sich republikanischer Freiheiten zu erfreuen, vielmehr zügellosen Brigantenscharen ausgeliefert, erpresst, geplündert und ausgehungert, in völlige Anarchie sanken, versammelten sich die aus Rom vertriebenen Kardinäle entsprechend einer vorsorglichen Verfügung Pius' VI. (vom 13. November 1798) unter österreichischem Schutz in der Benediktinerabtei San Giorgio maggiore vor Venedig, um einen neuen Papst zu wählen. Dreieinhalb Monate dauerte das Konklave, ehe sich am 14. März 1800 die 35 versammelten Kardinäle auf den Bischof von Imola Barnabà Luigi Chiaramonti einigten. Er nahm den Namen Pius VII. an (1800–1823) und rüstete sich sofort zur Reise nach dem herkömmlichen Sitz des Papsttums, nach Rom, wo er am 3. Juli 1800, vom Volk jubelnd begrüsst, seinen Einzug hielt. Im Frieden von Lunéville (1801) wurde ihm der Kirchenstaat wieder restituiert, allerdings ohne die im Frieden von Tolentino abgetrennten Gebiete.

Am 15. Juli 1801 gelang es Pius VII. nach schwierigsten, wiederholt vom Scheitern bedrohten Verhandlungen, mit Napoleon ein Konkordat abzuschliessen, das der Kirche wenigstens erlaubte, in Frankreich wieder festen Fuss zu fassen. Dieses Konkordat, das der Erste Konsul Napoleon durch die eigenmächtige Beifügung der 77 «Organischen Artikel» sofort wieder paralysierte, bedeutete dennoch für den Rom stets verdächtigen Gallikanismus einen tödlichen Schlag, von dem sich die Kirche Frankreichs im Grunde bis heute nicht mehr zu erholen vermocht hat, und insofern einen nicht zu unterschätzenden Sieg des kurialen Zentralismus. Denn auf der Grundlage des Konkordats von 1801 hob Pius VII., um die kirchliche Neuordnung in Frankreich einzuleiten, kraft päpstlicher Machtvollkommenheit die gesamte französische Hierarchie auf; auch die eidverweigernden, in ihrer Treue zu Papst und Kirche bewährten und dafür durch vieles Leid gegangenen Bischöfe waren damit ihrer Bistümer entsetzt – ein unerhörter Vorgang!

Freilich, Napoleon verband mit dem Abschluss des Konkordats ganz andere Ziele: Er brauchte den Papst (wie einst Pippin bei der Entsetzung der Merowinger vom Königtum), um sich von ihm zum Kaiser salben zu lassen: um durch die päpstliche Salbung die fehlende «Legitimierung» zu erhalten. 1804 waren die Vorbereitungen hierzu gediehen. «Man liess den Papst nach Paris galoppieren wie einen Hauskaplan, der von seinem Hausherrn Befehl hat, Messe zu lesen», so schrieb später der Kardinalstaatssekretär Pius' VII., Ercole Consalvi, in erbitterter Stimmung nieder. Salbung und Segen vermochte der Papst dem selbsternannten Kaiser nicht zu verweigern, aber dem Ansinnen Napoleons, nun auch in Paris seine Residenz zu nehmen, widersetzte er sich standhaft. Die Spannungen schlugen 1805 in offene Feindseligkeit um, die wiederum zur Zerstückelung des Kirchenstaates, schliesslich 1809 zur Vereinigung der päpstlichen Territorien mit dem französischen Reich und zur

Gefangennahme des Papstes führte. Nachdem man ihn über die Alpen nach Grenoble, Valence und Avignon geschleppt hatte, setzte man ihn im bischöflichen Palais zu Savona in Ligurien fest. Viereinhalb Jahre, bis Napoleons Stern sank, hielt man ihn dort in unwürdiger Haft. Und kaum war Pius VII. im Mai 1814 nach Rom zurückgekehrt, musste er erneut vor Murat, der mit 50000 Mann gegen Rom anrückte, nach Genua weichen.

Die Restauration des Kirchenstaates

Im Zuge der Neuordnung Europas nach der Entmachtung Napoleons wurde auf dem Wiener Kongress der Mächte 1815 auch der Kirchenstaat im wesentlichen wiederhergestellt. Wie die gesamte Neuordnung Europas im Geist der «Restauration», der weitestgehenden Wiederherstellung des Zustands vor Ausbruch der Revolution, erfolgte, so auch die Reorganisation dieses päpstlichen Staates, der im übrigen von den Mächten keineswegs zur Wiedergutmachung des dem Papst zugefügten Unrechts oder gar aus frommen Motiven ins Dasein zurückgerufen wurde, sondern um durch die Existenz der «ältesten und legitimsten Monarchie» die eigenen restaurativen Bestrebungen besser legitimieren zu können. Indes hatte man damit dem Papsttum und der Kirche einen schlechten Dienst erwiesen.

Der Kirchenstaat, in dem wie in allen übrigen Staaten ein System drückender polizeilicher Überwachung installiert wurde, bot seit seiner Wiederherstellung ein Bild permanenter Agonie, hing wie ein Bleigewicht am Papsttum, lähmte jegliche Initiative, so dass wiederum das Bild, welches das Papsttum im 19. Jahrhundert bot, ganz erheblich mitverursacht war durch die unlösbare Problematik der sogenannten Römischen Frage: eben des Kirchenstaats, der, bankrott und in innerer Zersetzung begriffen, de facto nicht mehr regierbar war und den man dennoch zu einem unverzichtbaren Bestandteil des Papsttums hochstilisierte, am liebsten zu einer dogmatischen Notwendigkeit erklärt hätte.

Tatsächlich liess sich nämlich das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen. In Europa waren Gewalten entfesselt, die durch den Sieg der alten Kräfte nur an der Oberfläche und nur für kurze Zeit gebändigt werden konnten. Nirgends erwies sich das deutlicher als an jenem Gebilde, das der Papst seinen Staat nannte. In seiner Verfassung, seiner Wirtschaft, seinem allgemeinen Bildungswesen hoffnungslos zurückgeblieben – nicht einmal jeder 50. Untertan des Papstes lernte Lesen und Schreiben! – und im Grunde auf keine Reformmassnahme mehr ansprechbar, präsentierte sich dieser überlebte Priesterstaat als Tummelplatz von Geheimbünden, Verschwörern und Räuberhorden, deren man weder durch Hinrichtung der Rädelsführer und Standurteile, wie sie wiederholt von ausgeschickten Kardinallegaten im Namen des Papstes gefällt wurden, noch durch Zwangsarbeit, Festungshaft und geschärfte Polizeiaufsicht Herr zu werden vermochte. Ein zusätzliches Moment der Gärung brachte das erwachende Nationalbewusstsein, das sich gerade im staatlich so sehr zerstückelten Italien besonders stark regte. Die immer weiter um sich greifende Risorgimento-Bewegung, die mit Vehemenz die staatliche Einheit Italiens erstrebte, musste im Papsttum bzw. in der weltlichen Herrschaft des Papstes ihr Haupthindernis sehen. Die Päpste aber sahen in solchen Bestrebungen wie in allem, was auch nur entfernt ihre «legitime» absolutistische Monarchie im Kirchenstaat zu gefährden schien, die böse Saat der Revolution, und sie wurden nicht müde, sämtliche neuen, gewiss im Gedankengut der Aufklärung wurzelnden und nicht zuletzt durch die Revolution freigesetzten Denkansätze unterschiedslos und pauschal als verderbliche Aufklärung, als himmelschreiendes Unrecht, als schlimme Auswüchse der Gottlosigkeit zu brandmarken und zu verdammen.

Die Angst vor der Welt

Wir haben längst gelernt, zwischen Aufklärung und Aufklärung zu unterscheiden und die positiven Seiten der Aufklärung, aus deren Denken alle grossen Umwälzungen der letzten zweihundert Jahre erwachsen sind – auch jene, deren Früchte wir heute mit Selbstverständlichkeit geniessen! –, zu würdigen. So verschwand erst mit dem Sieg des aufgeklärten Gedankengutes die Folter aus dem Prozessverfahren, verzichtete man bei Hinrichtungen auf die stunden- und tagelangen Quälereien der Delinquenten. Erst jetzt nahmen die entsetzlichen Hexenprozesse und -verbrennungen ein Ende, erst jetzt hörte die Verfolgung und gewaltsame Bedrückung von Menschen um ihres anderen Glaubens willen auf. Die Grundrechte des Menschen, wie sie in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 und in der französischen Nationalversammlung von 1789 formuliert wurden, wie sie heute die westliche Welt versteht und verteidigt, wie sie heute – allzuspät – auch der Papst vertritt, sind eine Frucht der Aufklärung, inhaltlich ein Dokument christlicher Freiheit, letztlich ein grossartiges Zeugnis der christlichen Überlieferung des Abendlandes in einer weithin «säkularisierten», von Revolutionen erschütterten Welt.

Von solcher Betrachtung her hätte sich den Päpsten, von Pius VI. angefangen (dessen persönliche Untadeligkeit wie die aller Päpste des 19. Jahrhunderts ausser Frage steht), nicht nur pauschale Verdammung jeglichen Erbes der Aufklärung, die gewiss auch ihre faulen Früchte hatte, angeboten, sondern durchaus auch gute Bundesgenossenschaft, wie sie von einzelnen weitblickenden Bischöfen, Theologen und Laien versucht und betrieben wurde, zumal in Frankreich und in Deutschland. Aber am Sitz des Papsttums wollte man davon bis in die Tage Leos XIII. nichts wissen. Päpste und Hierarchen des 19. Jahrhunderts hatten im Grunde Angst vor der Freiheit des Christenmenschen, und diese Angst stürzte sie in tiefe Ratlosigkeit.

Und wie sie hier versagten, so versagten sie noch entschiedener gegenüber der brennenden sozialen Frage. Die Millionen Geschundener, Ausgebeuteter, Entrechteter fanden in der Kirche – in allen christlichen Kirchen – ihren Anwalt nicht. Man begnügte sich damit, sie sonntags von der Kanzel herab zur Geduld zu ermahnen und mit der Hoffnung auf den Himmel zu trösten, und überliess sie schutzlos ihrem Elend. Sich heute auf den Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler (†1877) zu berufen oder ihn gar nachträglich zu einer Art Sprachrohr der offiziellen Kirche machen zu wollen, ist eine grobe Verzeichnung der geschichtlichen Wirklichkeit. Ketteler stand als Bischof mit seinem tastenden sozialen Engagement allein auf weiter Flur. Keiner seiner Amtskollegen griff sein Anliegen, seine Anregungen auf, den meisten fehlte wohl auch jedes Verständnis dafür.

Und als dann 1891, im Pontifikat Leos XIII. (1878–1903), die erste päpstliche Stellungnahme zur Sozialen Frage erging – in der Enzyklika «Rerum novarum» –, kam sie um Jahrzehnte zu spät. Und wo blieb ihr grosser Erfolg, wenn man einmal davon absieht, dass durch sie wenigstens die paar Einzelnen und einige kleine Gruppen, die christliches Engagement gezeigt hatten und deswegen kirchlicherseits desavouiert worden waren, endlich rehabilitiert wurden? Die Masse der Arbeiter hatte längst der Kirche den Rücken gekehrt und sich den wirksameren marxistischen Verbänden zugewandt. Nicht ohne Grund sprach die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland (in ihrem Papier «Kirche und Arbeiterschaft») im Blick auf dieses Versagen der Kirche von einem «fortwirkenden Skandal». Es ist indes auch eine Erfahrung der Geschichte, dass das Christentum einmal verlorenes Terrain wieder zurückzugewinnen schwerlich in der Lage ist!

Die ultramontane Bewegung

Das unentwegte Fixiertsein der Päpste auf die Probleme des Kirchenstaates, in dem ihre Herrschaft bald nur noch mit Hilfe fremden Militärs – Österreicher und Fran-

zosen – aufrechterhalten werden konnte, und ihre damit zusammenhängende kämpferische Abkapselung gegen jeden Hauch einer Neuerung führten auch im innerkirchlichen Bereich zu verheerenden Konsequenzen. Gewiss, die Neuordnung der in vielen Ländern zerschlagenen kirchlichen Organisation war eine grosse Leistung. Es ist des weiteren nicht zu leugnen, dass der Katholizismus gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine tiefgreifende innere Erneuerung erfuhr, mächtig unterstützt durch die romantische Bewegung mit ihrer verklärenden Sicht des Mittelalters, die wiederum den Hintergrund abgab für die zumal in Frankreich gewaltig aufbrechende ultramontane Bewegung.

Beide – schliesslich ineinandergreifenden – Bewegungen kamen zugleich den zentralistischen Bestrebungen des – äusserlich ohnmächtigen – Papsttums entgegen (wie sie etwa in den verschiedenen Konkordatsabschlüssen jener Zeit deutlich zutage traten) und verschafften diesem wachsendes innerkirchliches Gewicht. Man hat die ultramontane Bewegung immer wieder als eine spontan ins Leben getretene Bewegung «von unten» bezeichnet, und daran mag manches wahr sein. Es lässt sich aber unschwer zumindest auch dieses nachweisen, dass sich sehr rasch Genossenschaften und Einzelne fanden, die sich ebenso nachdrücklich wie zielbewusst das «Erblühen» dieser Bewegung anglegen sein liessen. Wie solches Aufbrechen «von unten» damals «von oben» behutsam organisiert und gelenkt wurde, kann man an einigen (im wesentlichen zwei) neuerdings «aufbrechenden» kirchlichen «Laienbewegungen», die betont und durchaus kämpferisch für sich allein das Vorrecht «katholischer Rechtgläubigkeit» beanspruchen, im nachhinein höchst anschaulich (und aktuell) studieren.

Erst auf dem Hintergrund der ultramontanen Bewegung des 19. Jahrhunderts wurde der Papst im Bewusstsein des katholischen Volkes zum innig geliebten und verehrten «Heiligen Vater», den man in seiner Bedrängnis aus tiefstem Herzen bemitleidete, dem man um so heisser die Treue schwor, je schlimmer man ihn von der Bosheit der Welt verfolgt wähnte, dessen Wort und Weisung man in Ehrfurcht und Gehorsam empfing. Jetzt erst trat der Papst so recht in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, jetzt erst begannen die Katholiken der Welt ihre Blicke nach Rom zu richten.

Manfred Weitlauff

Das Vermächtnis Kardinal Josyf Slipyjs

Kardinal Josyf Slipyj, der am 7. September 1984 in Rom verstorbene Oberhirte der Ukrainischen Katholischen Kirche, hat ein umfangreiches geistiges Testament hinterlassen. Es wurde während der Trauerfeierlichkeiten in Rom verlesen und der Text an die Trauergemeinde verteilt [1].

Das Vermächtnis richtet sich an alle Bischöfe, Priester, Ordensleute und Gläubigen der Ukrainischen Katholischen Kirche.

In einem kurzen Abriss schildert der ukrainische Patriarch (der Titel des Patriarchen wurde ihm von der ukrainischen Synode 1975 verliehen, jedoch vom damaligen Papst und seinen Nachfolgern nicht anerkannt) mit Worten aus dem Evangelium und Gleichnisbildern sein Leben als «freiwilliger Gefangener Christi» und seinen Leidensweg als «Gefangener um Christi willen». Er betont, dass sein ganzes Leben, Tun und Wirken von der Liebe zu Christus und zur Ukrainischen Katholischen Kirche, diesem vollwertigen Teil der Weltkirche, geprägt wurde.

Während seiner Tätigkeit als Leiter des Priesterseminars und der Theologischen Akademie in Lemberg zwischen den Kriegen sowie in den Jahren 1960–1970 in Rom habe er sich bemüht, das Bildungsniveau zu heben und die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Theologie zu fördern. In diesem Zusammenhang macht er seine Gläubigen auf die Bedeutung einer eigenständigen ukrainischen wissenschaftlichen Arbeit aufmerksam und fordert sie auf, diesem Bereich ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Slipyj erinnert daran, dass er 1939 vom damaligen Oberhaupt der Ukrainischen Katholischen Kirche, Metropolit Andrej Septyc'kyj, zum Exarchen der Ukraine ernannt und zum Nachfolger bestimmt wurde. Er sei diesem Ruf gefolgt und habe in einer der schwersten Zeiten des ukrainischen Volkes und der Ukrainischen Kirche auf seinem Leidensweg durch sowjetische Gefängnisse und Straflager, die ihn «bis an die Grenzen dieser Erde» gebracht hatten, Zeugnis für Christus und seine Kirche abgelegt. Diese schwere Prüfung habe er bestanden, weil er sich nicht allen fühlte, unzählige ukrainische Gläubige, Ordensleute, Priester und alle Bischöfe hätten ihn auf diesem Weg begleitet. Er fordert seine Gläubigen auf, «Zeugen Christi» in der Ukraine und überall dort zu sein, wohin sie das Schicksal verschlagen hätte.

Der Patriarch geht auf die Zeit nach seiner Freilassung ein und erwähnt mit Dankbarkeit den gütigen und väterlichen Papst Johannes XXIII., der ihn aus der Sowjetunion herausgeholt hatte. Jedoch erinnert er sich mit Bitterkeit an seine Zeit als «Gefangener der launischen Freiheit», als man ihm aus politischen Gründen gebot, über die Leiden seiner Kirche zu schweigen und seiner 1963 an das Vatikanische Konzil herangetragene Bitte, die Ukrainische Katholische Kirche in den Rang eines Patriarchats zu erheben, nicht entsprach.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre entfaltet er in Rom und in der Diaspora eine äusserst rege Tätigkeit: er gründet die Ukrainische Katholische Universität in Rom und zahlreiche Filialen in Übersee, er errichtet zur Erinnerung an die zerstörten Kirchen in der Ukraine die Hl.-Sophia-Kathedrale in Rom und richtet, eingedenk des Willens des verstorbenen Metropoliten Andrej und seines Bruders Archimandrit Klementij Septyc'kyj, in Castelgandolfo ein Kloster der Studiten ein, eine Stätte der Frömmigkeit und Arbeit nach dem ostchristlichen Vorbild des hl. Theodoros Studites. Diese drei Stätten überlässt er seinen Gläubigen mit dem Auftrag, dafür zu sorgen, dass das gesamte ukrainische Volk Christus treu bleibt, seine alten ostkirchlichen Traditionen und geistiges Erbe pflegt und an kommende Generationen weitergibt sowie überall in der Welt Kirchen und Stätten des Gebets errichtet, insbesondere aber in der Ukraine, wo angesichts des Atheismus der staatlichen Doktrin die alte christliche Kultur bedroht ist.

Durch seinen Leidensweg und seine Treue zur Kirche Christi habe das ukrainische Volk die Reife bewiesen, die eine Voraussetzung für ein eigenständiges Patriarchat sei. Er appelliert an alle Bischöfe, Priester und Gläubigen, dieses Ziel weiter zu verfolgen und nicht aus den Augen zu lassen. Das in die Liturgie bereits aufgenommene Gebet für den Patriarchen solle beibehalten werden, denn: «Unser Patriarchat – das haben wir bereits!»

Eindringlich appelliert er auch an alle Ukrainer, eine Einigung der orthodoxen und katholischen Gläubigen anzustreben. Er ermahnt seine Gläubigen, die bedrängten orthodoxen Brüder und Mitglieder anderer religiöser Gemeinschaften in der Ukraine, die Verfolgung um Christi willen leiden, nicht zu vergessen und in Schutz zu nehmen. Mit warmen Worten gedenkt er auch all der verfolgten ukrainischen Bürgerrechtler, die ihre Muttersprache und eigenständige Kultur verteidigen.

Mit erschütternden Bildern aus der Offenbarung spricht er über die Tochterkirchen in der Diaspora und ermahnt sie, die

[1] Den vollen Wortlaut wird das Institut G2W demnächst veröffentlichen.

Mutterkirche, die Metropolie von Kiev und ihr geistiges Erbe nicht aus den Augen zu verlieren und ihnen treu zu bleiben.

An diesem Testament hat der Patriarch «in Gebet und Gedanken» seit 1970 geschrieben und es kurz vor seinem 90. Geburtstag im Dezember 1981 vollendet und unterzeichnet. *Anna-Halja Horbatsch*

Kirche Schweiz

Die Solidarität der Schweizer Priester wurde kanonisiert

Natürlich ist dieser Titel zu hoch gegriffen. Vom Papst heiliggesprochen werden nur einzelne Menschen und nicht Vereine oder Werke. Immerhin haben sich im Laufe der Geschichte auch zahlreiche Orden und Gemeinschaften oder Unternehmungen in der Kirche um eine päpstliche Anerkennung bemüht. Die Solidarität der Schweizer Priester hielt sich freilich nicht für so bedeutsam, dass sie eine Anerkennung durch den Leiter der Weltkirche gesucht hätte. Nun aber sind wir in der Ansprache des Papstes an die Priester in Einsiedeln aber doch damit überrascht worden. Um so mehr hat sie uns gefreut.

Giampaolo Patelli, der in Einsiedeln im Namen der italienischsprachigen Schweiz ein Votum abgab, hatte zuerst die Solidarität dankbar erwähnt. Er sagte unter anderem: «Zum Zeichen ihrer Solidarität lässt die wirtschaftlich besserstehende Mehrheit des Schweizer Klerus den Priestern aus dem Bistum Lugano eine freiwillige finanzielle Unterstützung zukommen. Diese Bereitschaft, einander zu helfen, hat zur Gründung des Solidaritätsfonds der Schweizer Priester geführt. Jeder Priester ist aufgerufen, 1% seines Jahreslohnes an eine Zentralkasse zu entrichten. Die so gesammelten Gelder werden an diejenigen verteilt, deren Einkommen unter dem Existenzminimum liegt. Das trifft insbesondere für viele Tessiner Pfarreien zu, wo das System der Einziehung von Kirchensteuern trotz Verankerung im Gesetz nicht überall voll anwendbar ist.»

Der Papst nahm den Ball auf und erklärte gegen Schluss seiner eigenen Ansprache: «Schliesslich möchte ich von der Hoffnung reden, die in der Erneuerung des Grundgeflechts der Gemeinschaft liegt. Der Priester findet zunächst seine Stütze in der Freundschaft und Zusammenarbeit mit den andern Priestern und mit seinem Bischof, die sich in einer sakramentalen Brüderlichkeit verwurzelt wissen. Ich freue mich über die Fortschritte, die auf dieser Ebene die Einrichtung der Priesterräte und der anderen Formen kollegialen Lebens ermöglicht hat. Ich würdige auch die zwischen den Schweizer Priestern geschaffene praktische Solidarität, die den Mangel an Mitteln in einzelnen Kantonen dank dem ‹Solidaritätsfonds› etwas ausgleicht» (SKZ Nr. 25/1984, S. 403 und S. 407).

Es ging bei der Solidarität nie einfach nur um eine Geldhilfe. Unsere Aktion sollte vielmehr eben ein Zeichen sein für etwas viel Wichtigeres: die Solidarität unter den Priestern überhaupt. Genau an diese Stelle hat der Papst unser Werk gesetzt. Er sieht in ihr einen Beweis «für die Freundschaft und die Zusammenarbeit mit den andern Priestern und dem Bischof», die letztlich in einer sakramentalen Wirklichkeit wurzelt. Der Papst nennt weiter als wichtiges Element der Zusammengehörigkeit vor allem die Einrichtung der Priesterräte. Sodann verweist er auf die Gemeinschaft der Pfarrei, in die jeder Seelsorger hineingestellt ist, die ihn vor der Gefahr der Isolation bewahren kann und der er selbst, zusammen mit allen andern Dienstträgern, zur Verfügung steht.

Dann nennt der Papst weiter – und hier sagt er ausdrücklich, dass er sich darüber freue – die Errichtung der diözesanen, kantonalen und pfarreilichen Seelsorgeräte. Sie

Solidarität der Priester der Schweizer Diözesen

Rechnung 1983

Bilanz per 31. 12. 1983			Aktiven	Passiven
111	Kassa		35.—	
112	Postcheck		13 581.40	
113.2	Bank, Sparheft		154 805.35	
113.3	Obligationen		350 000.—	
114	Debitoren		29 248.10	
115	Verrechnungssteuer		31 466.40	
211	Kapital	Fr. 572 413.65		
	Mehreingang 1983	Fr. 6 722.60		579 136.25
			579 136.25	579 136.25

Erfolgsrechnung		Aufwand	Ertrag
311	Auszahlungen	450 751.90	
312	Spesen	1 663.30	
411	Spendenbeiträge		422 283.90
412	Zinsertrag		36 853.90
211	Mehreingang 1983	6 722.60	
		459 137.80	459 137.80

Bericht und Antrag der Revisoren

Wir haben am 27. März 1984 die Rechnung 1983 von «Solidarität der Priester der Schweizer Diözesen» geprüft.

Es lag uns die per 31. Dezember 1983 abgeschlossene Rechnung mit sämtlichen Belegen vor. Die in der Erfolgsrechnung und in der Bilanz aufgeführten Zahlen stimmen mit den Büchern überein. Die ausgewiesenen Vermögenswerte sind vorhanden. Durch Stichproben konnten wir uns vom Vorhandensein der Belege überzeugen.

Die Erfolgsrechnung ergibt bei

Einnahmen von	Fr. 459 137.80
und Ausgaben von	Fr. 452 415.20
einen Einnahmenüberschuss von	Fr. 6 722.60

Das in der Bilanz ausgewiesene Vermögen von Fr. 579 136.25 ist zinsbringend angelegt.

Wir freuen uns festzustellen, dass die Spendenbeiträge im Jahre 1983 um beachtliche Fr. 19000.– auf Fr. 422283.90 gestiegen sind, nachdem sie während Jahren leicht über Fr. 400000.– lagen. Deshalb konnten auch die Auszahlungen entsprechend erhöht werden.

Wir möchten wiederum anerkennend hervorheben, dass dank der kostenlosen Buchführung durch die Dominikanerinnen von Ilanz die Spesen äusserst niedrig sind (0,36% der Einnahmen).

Wir beantragen, die Rechnung 1983 zu genehmigen und der verantwortlichen Rechnungsführerin Décharge zu erteilen, unter bester Verdankung der geleisteten Arbeit.

27. März 1984

Die Rechnungsrevisoren
Hermann Schüepp
Bischofsvikar
Ferdinand Luthiger
Vizedirektor Fastenopfer

seien nicht bloss Zeichen der Gemeinschaft, sondern entwickeln unter dem Einfluss der Konzilstexte auf verschiedenen Ebenen auch Mitverantwortung, sogar über die Grenzen der Diözesen hinweg. Vom geteilten Geld zur Gemeinschaft und von der Gemeinschaft zur Mitverantwortung, das also sind die drei Schritte, die der Papst aufzeigt und die er unter das Grundthema «Hoffnung» stellt.

Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft darf nicht beim Träumen stehen bleiben. Sie muss handfeste Zeichen setzen. Eines dieser Zeichen ist sicher unsere «Solidarität». Acht Jahre lang schon sammeln wir unter diesem Namen runde 400000 Franken, mit einem Minimum an Spesen und so, dass die Linke nicht weiss, was die Rechte tut.

Die Zusammenkunft der Priester mit dem Papst in Einsiedeln hat im nachhinein einiges zu reden gegeben. Sie hat gezeigt, dass es trotz der beschworenen Gemeinschaft auch Gräben gibt unter den Priestern. Es wird sie immer geben, ideologische, theologische, sprachliche, wirtschaftliche und andere Gräben. Es geht nicht darum, sie alle zuzuschütten. Es geht nur darum, immer wieder Brücken hinüber und herüber zu schlagen und diese Brücken auch zu begehen. Nicht die wichtigste, aber doch eine sichtbare und gute Brücke ist unsere Solidarität. Im Jahre 1983 hat sie sich erneut bewährt, wie die vorstehende Abrechnung zeigt. Möge sie sich auch im laufenden Jahr 1984 wieder bewähren. (Postcheckkonto-Nr. 70-2035.)

Karl Schuler

Nicht nur «makellose» Früchte

Der Seelsorgerat der Diözese St. Gallen trat am letzten Septembersamstag im kirchlichen Zentrum der Pfarrei Speicher/Trogen/Wald in Bendlehn zusammen. Kaffee und Gipfeli standen bereit, um die Teilnehmer etwas anzuwärmen. Pfarrer Werner Weibel tat es zusätzlich mit einer auf diesen herrlichen Herbsttag passenden Einstimmung. Die Pfarrei feierte nämlich am Abend des gleichen Tages ihr diesjähriges Erntedankfest. Pfarrer Weibel stellte einen Korb voller Äpfel vor die Mitglieder des Seelsorgerates und erinnerte in seinem Grusswort an die ungeheure Blütenpracht, die im Frühjahr jedermann erfreut hatte. Allerdings seien nicht aus allen Blüten Früchte entstanden. Dieser Hinweis könnte auch Sinnbild sein für den Seelsorgerat wie für eine lebendige Pfarrei, weil vom blühenden Strauss von Ideen, die einmal vorgetragen worden sind, nicht alle ans Ziel kommen, nicht alle verwirklicht werden können. Und wie nicht alle Früchte, die man im Herbst ernte, schön, glatt und rund seien, so gebe es auch in einem Rat nicht nur makellose Früchte, weil man da oder dort an Grenzen oder gar auf Widerstand gestossen ist. Trotzdem dürfe man an der reichen Ernte seine Freude haben. Allerdings müsse man sich bewusst sein, dass letztlich alles Gott zu verdanken, ein Geschenk von ihm an uns Menschen ist.

Damit war der Grund für eine fruchtbare Aussprache gelegt. Bevor jedoch René Poltera, Mörschwil, die Verhandlungsleitung für das erste und wichtige Sachgeschäft übernahm, sprach der Präsident des Seelsorgerates Heinz Szedalik, Kempraten/Jona, die besten Wünsche ans Krankenlager von Bischof Dr. Otmar Mäder aus.

Im Frühsommer war den Pfarreiräten die Frage unterbreitet worden, wo eine Nachfrage nach Kursen, Einführungen oder anderen Hilfen bestehe, die dazu beitragen könnten, eine kürzere oder längere pfarrerlose Zeit zu überbrücken, muss doch damit gerechnet werden, dass schon in wenigen Jahren eine grössere Zahl von Pfarreien nicht mehr von einem eigenen Priester geleitet werden kann. Von den Vakanzen sind jedoch nicht bloss die Pfarreien betroffen, welche keinen Priester mehr zugeteilt erhalten, sondern auch die Nachbarpfarreien, deren Seelsorger Aushilfe zu leisten haben. So gesehen, werden doch wohl alle Pfarreien in den nächsten Jahren den Priestermangel spüren und der optimistische Hinweis des Berichterstatters aus Appenzell, wonach man dort ohne Sorge sei, weil man ja schliesslich immer noch das Kapuzinerkloster habe, dürfte wenig mit der Realität zu tun haben.

Die Vertreter der verschiedenen Regionen berichteten teils recht ausführlich über die Aussprachen mit den Pfarreiräten in den einzelnen Dekanaten. Das Spektrum war erwartungsgemäss recht vielfältig. Einzelne wünschten einen Leitfaden für die Arbeit des Pfarreirates zu erhalten, und zwar für die Situation, dass der Pfarrer entlastet werden muss, und für eine Vakanz. Manche Pfarreiräte haben Angst vor der Aufgabe, die da auf sie zukommen kann. Gewünscht wurden Kursangebote etwa für die Bereiche Liturgie, Jugendarbeit, für die sozialen Belange usw. Wiederholt wurde auch der Wunsch zum Ausdruck gebracht, Presseseminare anzubieten, damit die Öffentlichkeitsarbeit einer Pfarrei, eines Dekanates oder auch einer Standesorganisation verbessert werden kann. In den nächsten Wochen und Monaten sollen denn auch in der ganzen Diözese solche Seminare angeboten werden; sie umfassen zwei bis drei Abende zu rund zwei Stunden. Betont wurde ferner die Bedeutung des regelmässigen Erfahrungsaustausches unter den Pfarreiräten innerhalb der Region. Ein Berichterstatter wies darauf hin, dass die Meinung vertreten worden sei, man sollte mehr und mehr vom Modell einer versorgten Gemeinde wegkommen und zu dem einer mitversorgenden Pfarrei gelangen.

Bischofsvikar Dr. Ivo Fürer zeigte sich dankbar für die zahlreichen Meinungsäusserungen. Die Bistumsleitung lasse die Pfarreien selbstverständlich nicht im Stich; was immer möglich sei, werde an die Hand genommen. Aber es müsse rechtzeitig die pfarrerlose Zeit vorbereitet werden. Da auch im kleinen Bistum St. Gallen die Verhältnisse recht unterschiedlich sind, sei es richtig, wenn die Initiative für die gewünschten Angebote von den Dekanaten ausgehen. Dann kann ihnen am besten entsprochen werden.

Nachdem sich der Priesterrat noch vor der Sommerpause eingehend mit den Erfahrungen anlässlich des Papstbesuches in der Schweiz befasst hatte, wurde nun auch im Seelsorgerat eine Diskussion ermöglicht. Vikar Heinz Angehrn, St. Gallen, leitete das Gespräch. Auch hier ergab sich ein breites Spektrum von Meinungsäusserungen. Zwei sollen hier festgehalten werden: ein Mitglied des Seelsorgerates regte an, die vielen vom Papst erwähnten Eigenheiten unserer Schweizer Kirche sollten von Klerus und Laien eingehender durchdacht werden. Zudem sollte die Basis verstärkt mit dem Gesagten konfrontiert werden. Vor allem auf Pfarreiebene sollten die Ausführungen des Papstes immer wieder aufgegriffen und besprochen werden. Pfarrer Hermann Herzog, St. Gallen, der als Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) jeweils zu den Tagungen des Seelsorgerates eingeladen wird, gab aus evangelischer Sicht zu bedenken, dass der Papstbesuch dann positive Aspekte zeige, wenn wir von den kleinlichen Problemen Abstand nehmen, Distanz gewinnen und vermehrt die grosse Weltgemeinde sehen, aus der wir so viele Impulse empfangen können.

Arnold B. Stampfli

Berichte

Menschen hungern nach Gott und Gottes Wort

Mehr als sechstausend Priester – davon dreissig aus der Schweiz – und rund hundert Bischöfe nahmen vom 5. bis 9. Oktober 1984 an Priester-Einkehrtagen in Rom teil,

die vom Internationalen Büro für Katholische Charismatische Erneuerung veranstaltet wurden. Zentrale Themen waren: Der Hunger der Menschen nach Gott und Gottes Wort sowie die Heiligung des Priesters. Papst Johannes Paul II. feierte mit den aus hundert Ländern stammenden Teilnehmern die heilige Eucharistie und richtete dabei ein Wort der Ermunterung und der Mahnung an die Priester.

Untereinander geistlichen Austausch pflegen

Kardinal Léon Joseph Suenens wies auf die Früchte hin, die das neue Pfingsten in der Kirche, das mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil begonnen hatte, trägt: die unzähligen Gebetsgruppen, die neu das Gebet und den Lobpreis Gottes entdecken und so immer tiefer Christus lieben und das Geheimnis der Kirche erfahren. Zu diesen Früchten gehört auch das Lesen der Heiligen Schrift und die Erneuerung der Sakramente, wie sie vor allem in der Verlebendigung der Taufe, der Firmung und der Krankensalbung als Heilung für Seele und Körper geschieht. Ausgangspunkt dieser Früchte und grösste Gabe ist der Geist Gottes selber. Suenens forderte die Priester auf, untereinander einen geistlichen Austausch zu pflegen. Sie sollen auch nicht zögern, hinauszugehen – sogar zur Evangelisation auf die Strassen –, um das Wort Gottes zu verkündigen. Denn die Menschen hungern tatsächlich nach diesem Wort Gottes, wenn es auch auf den ersten Blick nicht darnach aussieht.

Priester sind keine Sozialarbeiter

Zweimal sprach Mutter Teresa aus Calcutta und legte eindrückliche Zeugnisse ab. Für sie sind die Priester keine Sozialarbeiter, sondern von Gott berufen, den Menschen Jesus zu bringen. Dies können die Priester allerdings nur, wenn sie selber Heiligkeit vorleben und Wege aufzeigen, die zu Jesus führen.

Mutter Teresa wies darauf hin, dass ihre Kongregation viel für die Priester bete, damit sie diese Heiligkeit und Verbundenheit mit Gott erreichen und daraus auch Kraft schöpfen, in Liebe zu den Ärmsten in der Welt zu gehen. Immer wieder rief sie den Bischöfen und Priestern zu: «Bringt den Menschen Jesus! Das könnt nur Ihr, dazu hat Gott Euch berufen.»

«Zivilisation der Liebe» schaffen

Ein Höhepunkt der Priester-Einkehrtage war die Eucharistiefeier, die Papst Johannes Paul II. leitete. Sie war liturgisch ausgezeichnet gestaltet. In seiner Ansprache ermunterte der Papst Kardinäle, Bischöfe und Priester, ihren Glauben in Gesellschaft und Politik zu bezeugen und in diesen Bereichen aktiv zu werden, um überall die Voraussetzung einer «Zivilisation der Liebe» zu schaffen. Vorrangiges Ziel müsse die Erfüllung der Forderungen der Gerechtigkeit und der Liebe sein, denn der Glaube ohne Werke ist tot. Papst Johannes Paul II. ermahnte die Priester, sich nicht in ihren Erneuerungskreis einzukapseln und die eigene Glaubenserfahrung nicht zu verabsolutieren. Der nach Heiligkeit strebende Priester müsse vielmehr sich selbst und seine Gläubigen zur Offenheit des Geistes und des Herzens gegenüber allen Gliedern der Kirche erziehen. Die Priester sollen zudem bereit sein, auch mit anderen kirchlichen Bewegungen oder Vereinigungen zusammenzuarbeiten und in ihnen ebenfalls Äusserungen des Wirkens des Geistes Gottes zu sehen.

Aus eigener Beobachtung und aus Gesprächen mit Priestern durfte ich feststellen, dass die Teilnehmer tief beglückt waren von diesen Einkehrtagen und dass sie auch gewillt sind, das in Rom Gehörte und Erlebte in ihren Arbeitskreis hinauszutragen, damit die Kirche Jesu Christi immer mehr in der Kraft des Geistes Gottes erneuert werden kann.

Alfred Bölle

Hinweise

Feierliche Eröffnung des Studienjahres

Theologische Fakultät Luzern

Am Dienstag, den 13. November 1984, findet die feierliche Eröffnung des akademischen Studienjahres 1984/85 statt:

09.00 Eucharistiefeier in der Jesuitenkirche;

10.15 Festakademie im Grossratssaal des Regierungsgebäudes, Bahnhofstrasse 15; Professor Dr. Eduard Christen hält seine Rektoratsrede über: *Geist und Freiheit.* Pneumatische Erwägungen zum aktuellen Verständnis der Freiheit.

Alle Interessenten und Freunde der Fakultät sind zu diesem Festakt herzlich eingeladen.

Theologische Hochschule Chur

Am Montag, 5. November 1984, 20.15 Uhr, findet in der Aula des Priesterseminars St. Luzi die Inauguration des neuen Studienjahres statt. Im Mittelpunkt der Feier steht der Festvortrag von Prof. Dr. Gottfried W. Locher, Universität Bern, zum Thema: «*Die reformatorische Katholizität Huldrych Zwinglis*». Die Feier wird von Prof. Roman Cantieni, Chur, mit Werken von Mozart musikalisch umrahmt.

Zur Inaugurationsfeier sind die Freunde der Theologischen Hochschule Chur und des Priesterseminars sowie alle interessierten Kreise freundlich eingeladen.

Soziale Bildung

Die neue KAB-Bildungsmappe bietet wiederum Materialien zu gesellschaftlichen Problemen wie zu Fragen der persönlichen Lebensgestaltung. Sie enthält vier Faszikel, die auch einzeln bezogen werden können. Nr. 160: Arbeitslosigkeit (Josef Bieger-Hänggi), Nr. 161: Das Gespräch in der Familie (Marlène Orza, Bernhard Wild), Nr. 162: Frau und Arbeit (Elisabeth Aeberli), Nr. 163: Zwischen Angst und Hoffnung (Gustav Truffer) [1].

Der Schwerpunkt der Bildungsmappe liegt so deutlich im Bereich der sozialen Bildung. Die fachliche Kompetenz der Verfasser der diesbezüglichen Faszikel lässt eine sachkundige Darstellung der Fragenkreise erwarten. Dennoch verdient hervorgehoben zu werden, wie die Arbeitsproblematik eng mit der Sinnfrage verknüpft wird: Im Faszikel über die Arbeitslosigkeit wird in einem eigenen Abschnitt die Frage abgehandelt: «Ein Leben ohne Arbeit – ein Leben ohne Sinn?», im Faszikel über die Frauenarbeit ist die Sinnfrage praktisch der rote Faden des Gedankenganges, und im Faszikel «Zwischen Angst und Hoffnung» wird vorgeschlagen, nach der eigenen Hoffnung «rund um den Arbeitsplatz», «rund um den Beruf» zu fragen. Die immer wieder zu hörende Frage, worin die KAB-Bildungsarbeit neben der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit ihre Eigenständigkeit habe, findet damit eine gute Antwort. Ferner verdient die Anregung zu globalem Denken und lokalem Handeln hervorgehoben zu werden. Im Faszikel über die Arbeitslosigkeit wird die Welt als «Weltdorf» mit 330 Millionen Arbeitslosen vorgestellt und dabei wohl zugegeben: «Wir können nur wenig tun...», zugleich aber dazu ermutigt: «...aber wir können das Wenige tun.» Ermutigt wird aber auch auf eine andere Zukunft hin, etwa im Faszikel über die Frauenarbeit mit den Überlegungen zur «Sozialzeit» (weniger Berufsarbeit zugunsten sozialer Tätigkeit – und zwar für Frau *und Mann).*

Die Faszikel der Bildungsmappe bieten nicht nur Überlegungen und Materialien,

[1] Zu beziehen beim Sozialinstitut der KAB, Postfach 349, 8031 Zürich.

sondern auch methodische Anregungen (Arbeitsvorschläge und dergleichen). Mit Ausnahme des Faszikels über «Das Gespräch in der Familie», der zur Hälfte aus praktischen Übungen besteht, stellt sich mir hierbei die Frage, ob die angebotenen methodischen Hilfen genügen; die Antwort darauf müssen allerdings jene geben, die damit beispielsweise in KAB-Sektionen arbeiten. Dass es eine solche Bildungsmappe überhaupt gibt, ist in einer Zeit kaum hoch genug zu veranschlagen, in der die Frage nach der Verantwortung des Christen in Arbeit und Wirtschaft auf der Ebene der sozialethischen Diskussion immer wieder aufgenommen wird, auf der Ebene der praktischen Pfarreiarbeit aber (zu) selten begegnet. *Rolf Weibel*

Nicht abseits, sondern miteinander

Neue brauchbare Dokumentar- und Animationsfilme aus dem Selecta-Verleih:

Betagte

Wartefrist. Schweiz 1983; schwarzweiss, Magnetton, 37 Min., Dokumentarfilm, Mundart gesprochen. Fr. 69.–. Einblick in den Alltag der Frauenabteilung einer chronisch-geriatrischen Klinik. Nach einem langen, arbeitsreichen Leben sind die meisten Patientinnen durch den körperlichen und psychischen Verfall pflegebedürftig und orientierungslos geworden. In ruhigen Bildern zeigt der Film die harte Realität des gemeinsamen und doch höchst einsamen Wartens auf den Tod. – Einsatzmöglichkeiten: ab 16 Jahren, Besucher- und Betreuergruppen, Pflegeschulen.

Geistig Behinderte

Ueli – Erziehung zum Miteinander. Schweiz 1982; farbig, Lichtton, 21 Min., Dokumentarfilm, Mundart gesprochen. Fr. 35.–. Ueli ist 39jährig, mongoloid. Seit zehn Jahren besucht er im Dorf die Primarschule. Der Unterricht vermittelt ihm vor allem menschliche Begegnung und Kontakt mit Kindern, die ihn so annehmen, wie er ist. – Einsatzmöglichkeiten: Kinder ab 10 Jahren, Erwachsene.

Flüchtlinge

Wenn es nicht hier ist... Schweiz 1978; farbig, Lichtton, 8 Min., Zeichentrickfilm, ohne Sprache. Fr. 20.–. Ein Flüchtling erfährt, dass er im «Gastland» weder in Form noch in Farbe zu den andern passt; er findet keine Heimat und resigniert. Das Lächeln eines Mädchens muntert ihn wieder auf. Er entdeckt auf einmal Menschen, die – wie er – anders sind, jeder auf seine Art. Durch diese Vielfalt von Formen und Farben entsteht eine neue, bunte Welt. – Einsatzmöglichkeiten: ab 12 Jahren, Erwachsene.

Einsame

Mister Pascal. Grossbritannien 1979; farbig, Lichtton, 7 Min., Zeichentrickfilm, ohne Sprache. Fr. 22.–. Der Film erzählt mit menschlicher Wärme, Optimismus und feinem Humor die Geschichte eines alten Schuhmachers, der seine Einsamkeit auf ungewohnte Weise überwindet: Er holt Jesus Christus vom Kreuz an der Kirchenwand herunter und verbringt mit ihm und einigen Clochards eine gesellige Nacht am Lagerfeuer. – Einsatzmöglichkeiten: ab 12 Jahren, Erwachsene; auch im Gottesdienst verwendbar.

Selecta-Verleih, rue de Locarno 8, 1700 Fribourg, Telefon 037-22 72 22.

Amtlicher Teil

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Einführungskurse für Kommunionhelfer

Samstag, 10. November, 14.30–17.30 Uhr in Luzern. Anmeldung bis 5. November beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung.

Freitag, 16. November, 19.00–22.00 Uhr in Jona. Anmeldung bis 10. November an Sekretariat Klosterhof 6a, St. Gallen, Telefon 071-22 20 96.

An diesen Kursen können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien dafür auszuwählen.

Bistum Basel

Ernennungen

Bischof Dr. Otto Wüst hat Pfr. *Paul Schwaller* zum Dekan des Dekanates Schaffhausen ernannt.

Gleichzeitig wurde Dekan *Paul Schwaller* auch zum neuen Regionaldekan für den Kanton Schaffhausen ernannt. Er trat am 10. Oktober 1984 die Nachfolge von Pfr. Otto Purtschert an.

Zum neuen Dekan des Dekanates Birstal wurde auf den 1. November 1984 Pfr. *Josef Schwegler,* Arlesheim, ernannt. Er tritt die Nachfolge von Pfr. Walter Zimmermann an.

Bistum St. Gallen

Im Ruhestand

Pfarrer *Anton Würmli,* Schwende (AI), hat dem Bischof auf Mitte Oktober seine Demission eingereicht und bezieht das Resignaten-Haus in Eggersriet (Telefon 071-95 13 83).

Infolge geschwächter Gesundheit hat Dr. *Alois Klingler* die Resignatenstelle in Eggersriet aufgegeben und ist nach dem Altersheim Schloss Eppishausen umgezogen.

Ernennung

Zum Administrator der Pfarrei Schwende ernannte der Bischof Vikar *Karl Scheiwiller,* Herisau. Er wird sein Amt am 18. November antreten.

Adressänderung

Der ehemalige Pfarrer von Niederuzwil, Dr. *Bruno Lautenschlager,* ist ins Noviziat der Schweizer Jesuitenprovinz in Innsbruck eingetreten. Seine Adresse: Peter-Faber-Haus, Rennweg 12e, A-6020 Innsbruck.

Zum Notar ernannt

Im Bischöflichen Ordinariat St. Gallen wurde *Margreth Küng-Epper,* seit 1971 Sekretärin, zur Notarin ernannt. Sie ist damit gemäss Kirchenrecht zur Gegenzeichnung amtlicher Dokumente ermächtigt.

Hausgebet zum Advent

Vergangene Woche haben alle Seelsorger zusammen mit einem Brief von Bischof Dr. Otmar Mäder ein Muster zum «Hausgebet im Advent» und eine Bestellkarte erhalten. Der Versand durch die Druckerei U. Cavelti AG, Gossau, erfolgte im Auftrag der Bischöflichen Kanzlei. Die Bestellungen sollten noch diese Woche eingeschickt werden.

Regionale Zusammenkünfte

Die regionalen Zusammenkünfte der Seelsorgeratsmitglieder mit den Pfarreiräten, zu denen hiermit alle Geistlichen eingeladen werden, finden an folgenden Tagen statt:

Dekanat St. Gallen

Montag, 19. November 1984, 20.00 Uhr Pfarreiheim St. Otmar, *St. Gallen;*

Dekanat Rorschach

Freitag, 9. November 1984, 20.00 Uhr im «Rössli», *Muolen;*

Dekanat Heerbrugg

Dienstag, 20. November 1984, 20.00 Uhr Vereinshaus *Widnau;*

Dekanat Altstätten

Donnerstag, 22. November 1984, 20.00 Uhr Pfarreisäli, *Kriessern;*

Dekanat Sargans

Montag, 19. November 1984, 20.00 Uhr Pfarreisaal *Buchs* (bei der katholischen Kirche);

Dekanate Kaltbrunn / Uznach

Mittwoch, 14. November 1984, 19.45 Uhr, Kloster Wurmsbach, *Bollingen;*

Dekanat Wattwil

Montag, 19. November 1984, 20.00 Uhr Religionszimmer Kloster *Neu St. Johann;*

Dekanat Wil

Donnerstag, 15. November 1984, 20.00 Uhr Pfarreiheim *Wil;*

Dekanat Uzwil

Dienstag, 13. November 1984, 20.00 Uhr Schulhaus Wiblen (bei der Kirche) *Oberbüren;*

Dekanat Gossau

Dienstag, 13. November 1984, 20.00 Uhr im Pfarreiheim *Waldkirch;*

Dekanat Appenzell

Dienstag, 20. November 1984, 20.00 Uhr Pfarreiheim *Teufen;*

Ausländer

Samstag, 10. November 1984, 15.00 Uhr Missione Cattolica Italiana, *St. Gallen.*

Einladung zum Besuch eines Presseseminars

In den nächsten Monaten werden in Zusammenarbeit mit Redaktoren der verschiedenen Regionen vom Informationsbeauftragten des Bistums St. Gallen die folgenden Presseseminare angeboten, zu denen alle Interessenten eingeladen sind. Vorherige Anmeldung bei der Bischöflichen Kanzlei, Telefon 071 - 22 20 96 ist erwünscht, weil die Teilnehmerzahl beschränkt wurde:

In *Wil* (zweiter Abend = Fortsetzung) Freitag, den 9. November 1984, 20.00 Uhr im Pfarreizentrum;

In *Rorschach* im neuen Pfarreizentrum (das Datum wird am 9. November an der regionalen Zusammenkunft in Muolen festgelegt);

In *Gossau,* Freitag, den 30. November 1984, 20.00 Uhr im Andreaszentrum (zweiter Kursabend);

In *Uznach* im Pfarreiheim, Mittwoch, den 21. November, und Mittwoch, den 5. Dezember 1984, je 19.45 bis 22.00 Uhr;

In *Altstätten* im Josefsheim, Dienstag, den 8., und Dienstag, den 15. Januar 1985, je 20.00 bis 22.15 Uhr;

In *Bütschwil* im Jugendlokal der Pfarrei. Mittwoch, den 16. Januar, und Mittwoch, den 30. Januar 1985 (je 19.45 bis ca. 22.00 Uhr).

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Priesterweihe

Am 21. Oktober 1984 hat Bischof Dr. Pierre Mamie in Peterlingen (Payerne) *Jean-Claude Dunand* zum Priester für unser Bistum geweiht. Der Neupriester wurde Vikar in Vevey.

Die nächste Weihe für das Bistum findet am 11. November 1984 in St-Martin in Onex (GE) statt. Weihbischof Dr. Gabriel Bullet wird *Jean-Marc Brennenstuhl* zum Priester weihen.

Bistum Sitten

Ernennung

Der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, hat Pfarrer *Charles Mayor* (St-Léonard) zum neuen geistlichen Leiter der Wallfahrtsstelle des Bistums Sitten ernannt. Er tritt die Nachfolge von Alt-Dekan Jérémie Mayor an.

Bischöfliche Kanzlei

Verstorbene

Alois Blum, Pfarresignat, Attinghausen

Am 11. April erwies die Pfarrei Attinghausen ihrem langjährigen Pfarrer Alois Blum die letzte Ehre in einer würdigen Abschiedsfeier, in der neben der Trauer über den Verlust des beliebten Seelsorgers auch der Dank und die Anerkennung herauszuspüren war für die segensreiche Tätigkeit und den seelsorglichen Einsatz des Verstorbenen. Die ganze Pfarrei Attinghausen, zahlreiche Mitbrüder mit dem Diözesanbischof, viele ehemalige Schüler und Mitarbeiter und manche Freunde begleiteten die sterbliche Hülle zum Priestergrab.

Pfarrer Alois Blum wurde als Bürger von Ennetbürgen am 13. Januar 1907 in Sisikon am Urnersee geboren. Sein Vater, Remigius Blum, amtete dort als Dorfpolizist und betätigte sich nebenbei als Schuhmacher. Zusammen mit drei Brüdern und acht Schwestern verlebte Alois eine harte und entbehrungsreiche Jugendzeit, denn die grosse Familie und ein geringes Einkommen ermöglichten keinen Luxus. Die tieffromme Mutter, Agatha Zwyer, mag wohl entscheidend auf den begabten Knaben eingewirkt haben, dass er sich für den Priesterberuf entschied. Darum besuchte er das Kollegium Karl Borromäus in Altdorf und machte seine theologischen Studien in Chur, wo er am 6. Juli 1930 zum Priester des Herrn geweiht wurde. Der 20. Juli 1930 war dann der grosse Freudentag seiner Primiz in Sisikon.

Im Herbst 1931 sandte ihn der Wille des Bischofs als Pfarrhelfer und hauptamtlichen Sekundarlehrer nach Göschenen, wo er 16 Jahre lang als erfahrener Jugenderzieher segensreich wirken durfte. Im Jahre 1947 zog es Alois Blum wieder in die nähere Heimat zurück, und er übernahm die Stelle eines Kaplans in Brunnen, mit welchem Amt auch einige Schulstunden an der dortigen Sekundarschule verbunden waren. So konnte er auch dort als Schulmann tätig sein. Im April 1960 übernahm er voll Freude das Pfarramt in Attinghausen, wo er bis zu der durch Krankheit erzwungenen Demission im Jahre 1983 als beliebter Pfarrer und Seelsorger tätig war. Von 1961 bis 1976 betreute er daneben auch das zeitaufwendige Amt eines kantonalen Schulinspektors.

Wir können es wohl ermessen, wie viel Arbeit und Einsatz hinter diesen wenigen Zahlen und Angaben steckt. Über 50 Jahre unermüdliche Arbeit im Dienste der Kirche, der Seelsorge und der Schule hat der Verstorbene geleistet. Die Sorge für die ihm an den drei Orten seiner Wirksamkeit anvertrauten Seelen stand ihm immer an erster Stelle. Schlicht und einfach, aber überzeugend und tröstend waren seine gut vorbereiteten Predigten, klar und aufmunternd seine Unterrichtsstunden, herzlich und trostvoll seine Krankenbesuche bis in die höchsten Heimen, wertvoll und mitmenschlich seine Zusammenarbeit mit den Behörden und den Mitbrüdern. Seine eher asketisch wirkende Gestalt war kein Hindernis, dass er mit allen Volksschichten sofort den Kontakt fand und mit seinem liebevollen Lächeln die Herzen aller gewann. Auch mit der Jugend verstand er sich besonders gut und wurde auch von ihr verstanden. Der Weiterbestand und die Festigung der Jugendvereine war ihm ein wichtiges Anliegen. Offen für die Zeichen der Zeit zog er die Laien zur Mitarbeit bei und gründete und förderte den Pfarreirat. Der Unterhalt der Kirche, der Kapellen und der kirchlichen Gebäude lagen ihm am Herzen. So wurden das Pfarrhelferhaus, die Waldnachtkapelle und der Friedhof erneuert und weitere Arbeiten vorbereitet. Hauptsorge und Daueraufgabe des verstorbenen Pfarrers war jedoch die Restauration der Pfarrkirche St. Andreas. Nach gründlicher Vorbereitung wurde im Jahre 1979 die Arbeit an die Hand genommen. Obwohl der Pfarrer damals schon über 70 Jahre zählte, ging er mit jugendlichem Schwung und Eifer an die Ausführung der Renovation. Die Einweihung der stilecht und schlicht erneuerten Dorfkirche war dann auch der Höhepunkt seiner Tätigkeit in Attinghausen.

Vor allem auch Seelsorge war für Pfarrer Blum sein Einsatz für die Schule. In seiner Lehrertätigkeit war er vor allem bestrebt, der Jugend eine gute, religiöse Grundlage und Lebensauffassung zu vermitteln. Die langjährige Verbundenheit mit seinen ehemaligen Schülern zeugt von seiner Beliebtheit als Lehrer und Erzieher. Seine Tätigkeit als Sekundarlehrer war denn auch die beste Voraussetzung für sein Wirken als Schulinspektor, ein Amt, das ihm sichtlich Freude machte, aber auch manche Unannehmlichkeit mit sich brachte. Er erlebte die Anpassung des Urner Schulwesens an die neue Zeit und hat dabei Wesentliches mitgestaltet und mitgeprägt. Seine fachliche Tüchtigkeit und Erfahrung als Schulmann machten ihn bei Lehrerschaft und Schulkindern beliebt.

Vor einigen Jahren schon zeigten sich bei Pfarrer Blum gesundheitliche Schwierigkeiten, die er dank seiner Energie und seiner gesunden Lebensweise überwinden konnte. Im Dezember 1982 aber musste er das Spital aufsuchen, wo er sich schwer dazu durchringen musste, auf das Pfarramt zu verzichten und sich ins Pflegeheim Rosenberg in Altdorf zurückzuziehen. Es entsprach ganz seinem Charakter und seiner Lebenshaltung, dass er sich nie ganz mit seiner Krankheit abfand. Am Abend des Passionssonntags durfte er wohlvorbereitet hinübergehen zur ewigen Belohnung. Im Schatten der von ihm so herrlich erneuerten Kirche von Attinghausen harrt er nun der ewigen Auferstehung entgegen. Der selige Himmelsfriede möge sein reiches Priesterwirken belohnen.

Isidor Truttmann

Neue Bücher

Teresa und Gracián

Erika Lorenz, «Nicht alle Nonnen dürfen das». Teresa von Avila und Pater Gracián – die Geschichte einer grossen Begegnung, Herderbücherei Band 1090, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1983, ²1984, 160 Seiten.

Erika Lorenz, in der Schweiz unter anderem bekannt durch ihre Beiträge im Engadiner Kollegium, erzählt in diesem Buch von Teresa von Avila und ihrem Ordensbruder Pater Jerónimo de la Madre de Dios Gracián. Der Buchtitel, ein Ausspruch der Teresa, führt mitten ins Thema und trifft ins Schwarze. «Nicht alle Nonnen dürfen das» – die zweite Hälfte des Diktums lautet dann: «Ich kann es mir leisten.» Ja was denn? Das sagt uns die Autorin, während sie sozusagen life nacherleben lässt, was es mit Teresa und Gracián auf sich hat. Das Buch ist ein Stück Biographie, ein Ausschnitt Ordensgeschichte und – man höre – eine Liebesgeschichte. Warum nicht? «Geschichte einer grossen Begegnung.» Es ist durch und durch religiös wie die beiden Hauptfiguren. Und wo hat Liebe und Zärtlichkeit mehr Hausrecht als unter religiösen Menschen? Die Autorin weiss das und verliert sich doch keinen Augenblick ins Exaltierte – das ist wohltuend – wie das andere: Sie geht nicht von aussen analysierend weder mit alten noch modernen psychologischen und moraltheologischen Vokabeln an das Thema, und Professor Freud wird auch nicht bemüht! Teresa hat ganz offensichtlich eine Schwäche für ihren Pater Gracián, wie sie sagt, und er wiederum vermochte sich dem Zauber dieser einmaligen Frau nicht zu entziehen. Wer war Gracián? Teresas vertrautester Mitarbeiter im Reformwerk des Karmels, ausgerechnet er, der Jüngste im grossen Assortiment von Beratern und Beichtvätern! Beide sind einander Führende und Geführte. Auf beiden Seiten vibriert und schwingt Natürlich-Menschliches. Teresa ist bald 60jährig und von Gott mit der Gnade der Unio mystica beschenkt – dies jedoch hindert nicht, Teresas und Graciáns Freundschaft zu beargwöhnen und zu diffamieren. Der Neid der kleinen Seelen hat seine Rolle gut gespielt. «Diese Freundschaft, das kann ich Ihnen sagen, schenkt eher Freiheit, sie ist sehr sehr anders», sagte Teresa einer ihr verwandten Nonne. Weiteres kann auch ein Theologe nicht hinzufügen, es sei denn: Hier wird deutlich die Identität der Liebe zu Gott mit jener zu den Menschen. Das Kapitel mit der Überschrift: «Die besten Tage meines Lebens» dürfte Mitte und Höhepunkt des Buches sein, und «Heute ist Vollmond» liest sich streckenweise mit echter Rührung und Ergriffenheit. Eine prachtvolle, gescheite, oft erheiterndbelehrende geistliche Lektüre, in der vom Schönsten und Tiefsten die Rede ist – von Gott, Liebe, Menschlichkeit. Es möge dem Buch eine grosse Leserschaft beschieden sein. Als begleitende Lektüre möchte ich empfehlen von Erika Lorenz herausgegeben: Teresa von Avila «Ich bin ein Weib – und obendrein kein Gutes», Texte zum Nachdenken, Herderbücherei Bd. 920.

Ägid Hediger

Die Lucius-Vita

Die Lucius-Vita. Das älteste grössere Zeugnis christlichen Glaubens in Rätien. Übersetzt und kommentiert von Albert Gasser, Desertina Verlag, Disentis 1984, 48 Seiten.

Eine an einem Lucius-Tag, einem 3. Dezember gegen Ende des 8. oder zu Beginn des 9. Jahrhunderts in Chur gehaltene und im Codex Sangallensis 567 lateinisch überlieferte Festpredigt, das ist die Lucius-Vita. Albert Gasser legt sie hier erstmals in deutscher Übersetzung vor. Sein Kommentar erhellt zum einen ihren geschichtlichen Kontext und stellt zum andern ihre theologischen Anliegen heraus. Insofern theologische Anliegen nicht veralten können, ist die Lucius-Vita in der Tat «eine alte Predigt, die nicht veraltet» (46). Weil sie näherin eine katechetische Lehrpredigt ist, kommt nicht nur eine Vielzahl solcher Anliegen zur Sprache, sondern ist sie auch von einem erheblichen Informationswert in bezug auf das frühe Christentum im rätischen Raum. Um dies alles einem heutigen Leser erschliessen zu können, bringt Albert Gasser gute Voraussetzungen mit – ein Kirchenhistoriker mit Gespür für eine Sprache, die heute verständlich ist. Die Lucius-Legende, die sich doch zunehmend auf die Gelegenheit reduzierte, ein Fest zu begehen, könnte so ihren theologischen, ihren menschlichen und christlichen Sinn wiedergewinnen und beispielsweise den das Lucius-Fest feierenden Heutigen Anstoss werden, beim Fest auch über seine besonderen Inhalte nachzudenken.

Rolf Weibel

Zum Bild auf der Frontseite

Die Kirche von Zwingen (BE) wurde 1969 eingeweiht. Die Architekten waren Belussi und Tschudin in Basel. Die Kirche ist hineingestellt in die Juralandschaft und ist angepasst an die hochstrebenden Kalkfelsen dieser Region. «Eine feste Burg ist unser Gott», das ist die Aussage und der Eindruck des gesamten Baues. Durch die schlichte Einfachheit und Zweckdienlichkeit wirkt das Gotteshaus angenehm auf den Besucher. Der ganz auf den Altar konzentrierte Raum stellt die Eucharistiefeier in die Mitte der Gemeinde und in die Mitte unseres Lebens. Die künstlerische Ausstattung wurde vom Bildhauer und berühmten Künstler Albert Schilling geschaffen.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Iso Baumer, Rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg

Dr. Alfred Bölle, Offizial, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn

P. Ägid Hediger OP, Hadlaubstrasse 121, 8006 Zürich

Dr. Anna-Halja Horbatsch, Michelbacherstrasse 18, D-6101 Reichelsheim

Dr. Karl Schuler, Pfarrer, Seewadelstrasse 13, 8910 Affoltern am Albis

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Informationsbeauftragter des Bistums, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Isidor Truttmann, Pfarrer und Dekan, 6461 Isenthal

Dr. Manfred Weitlauff, Professor, Abendweg 22, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27
Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-1620 1

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 43.–.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Alle
KERZEN
liefert
Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045-21 10 38

Zufolge durchgeführter Kirchenrestauration guterhaltene

Mensa und Ambon

günstig abzugeben.

Auskunft erteilt: Spescha Jul., Kirchgemeindepräsident, Paspels, Telefon 081-83 11 36

Suche

Hebraica-Judaica

antike jüdische Bücher oder Kunstgegenstände.

Hr. I. Orzel, Bartenheimerstr. 55, 4055 Basel

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Grosse Umtauschaktion. Anlässlich unseres 40-Jahr-Jubiläums bezahlen wir für Ihren alten Projektor 16 mm **Fr. 1400.—** beim Kauf eines neuen, modernen, automatischen

Tonfilm-Projektors 16 mm Bauer P 8

Verlangen Sie unverbindlich eine Offerte.

Cortux-Film AG, rue Locarno 8, 1700 Freiburg, Tel. 037 - 22 58 33

G. Schaffner + Co
Metallveredlung
Gold- u. Silberschmiedearbeiten
Moosstr. 8 CH-6003 Luzern Telefon 041 - 22 46 27
Generalvertretung der Brandner AG, Regensburg

Kirchenbedarf
Neuanfertigungen
Reparaturen
Vergoldungen
Versilberungen
Ausstellungsraum
Paramenten

Orgelbau
Telefon
Geschäft 081 22 51 70
Richard Freytag
CH-7012 FELSBERG/Grb.
FELSBERG AG

Hausbeamtin sucht ein neues Wirkungsfeld in Pfarrhaus, auch Sakristanendienst und Mithilfe beim Gottesdienst ist wünschenswert. Kenntnisse und Praxis vorhanden. Es würde mich freuen, ein Echo unter Chiffre zu erhalten.

Adresse: Chiffre 1380, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

Bei uns wird eine sehr schöne 3-Zimmer-Wohnung frei, und mein Wunsch wäre einem

Resignaten

ein ruhiges Heim zu bieten. Nähe Kirchen, günstig gelegen im Raum Stadt Bern. Nähere Angaben sind zu erfahren unter Chiffre 1385, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

Lagerhäuser in Selva GR (Sedrun)

Da, wo der Rhein noch sauber ist, herrliches Wandergebiet, ideal für JW-BR-Lager.
Unsere beiden Häuser zu 32 bzw. 60 Betten sind neu modernisiert und sehr gut eingerichtet. Selbstverpflegung. Spielwiese.

Verein Vacanza. R. Lischer, Langensandstrasse 52, 6005 Luzern, Telefon 041-44 84 64 oder 44 18 27 (Blättler)

Unsere Hochschule – Brücke zur Gemeinschaft

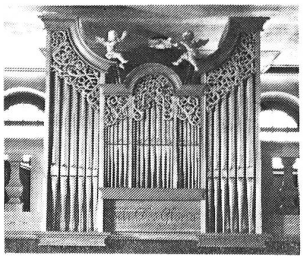
Die Universität Freiburg dient dem ganzen Land, besonders den Katholiken.

Sie braucht und verdient die Unterstützung aller, besonders der Katholiken.

Hochschulkollekte Freiburg am 1. Adventssonntag, 2. Dezember 1984, in Ihrer Pfarrei und über PC 17-998

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Die Pfarrei St. Peter und Paul, 6060 Sarnen in Obwalden sucht auf den nächstmöglichen Termin einen vollamtlichen

Pastoralassistenten oder einen Katecheten

Der Aufgabenbereich ist sehr vielfältig:

- Religionsunterricht in Mittel- und Oberstufe
- Jugend- und Vereinsseelsorge
- Mitgestaltung der Gottesdienste
- Betreuung von Kranken und Hausbesuche je nach Eignung und Freude.

Für den Bewerber ist eine moderne 4½-Zimmer-Wohnung in ruhiger Lage reserviert.

Voraussetzung ist die abgeschlossene theologische oder katechetische Ausbildung und ein kirchliches Engagement. Die 5300 Katholiken sind sicher bereit, Ihren Einsatz dankbar anzunehmen.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an das Katholische Pfarramt St. Peter und Paul, 6060 Sarnen OW.

Für Auskünfte steht Ihnen das Pfarramt gerne zur Verfügung. Telefon 041-66 15 22

Wir suchen die akustisch-schwierigsten Kirchen in der Schweiz.
Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich eine Mikrofonanlage zur Probe.

Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über 20 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens Anlagen hören Sie in mehr als 3500 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St. Anna Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in Dübendorf und Engelburg unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

Zum Auftakt in der Schweiz bieten wir kostenlos und unverbindlich für mehrere Wochen eine Anlage zum Testen.

Steffens Elektro-Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schikken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 0 42/22 12 51**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ◯

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ◯

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ◯

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

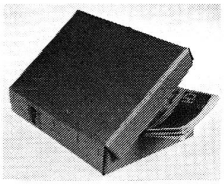
Name/Stempel

Straße:

Ort:

Telefon:

Bitte ausschneiden und einsenden an:
Telecode A.G., Poststraße 18b
CH-6300 Zug, Tel. 0 42/22 12 51



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette.
Stückpreis Fr. 4.40 (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Wunderschöner handgeknüpfter

Wandteppich

reine Schurwolle, 2 × 3 m, Motiv Abendmahl, umständehalber zu verkaufen.

Telefon 071 - 67 24 04
abends ab 18 Uhr

MÜLLER

Für Kerzen zu

Rudolf Müller AG
Tel. 071-75 15 24
9450 Altstätten SG

44/1. 11. 84

Gymnasium/Diplommittelschule St. Klemens, 6030 Ebikon

Gymnasium/Diplommittelschule für junge Leute (auch Mädchen) mit Sekundarschulabschluss, Lehrlinge, Berufstätige.

Gymnasium: Typ B

Diplommittelschule: Vorbereitung auf kirchliche, pädagogische, soziale und Labor-Berufe.

Familiär geführtes **Internat,** Tagesinternat und Externat.

Auskunft und Prospekte:

Schulleitungsteam St. Klemens, 6030 **Ebikon,** Telefon 041-36 16 16

A. Z. 6002 LUZERN

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989